Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang IV. Februar, 1851. Nro. 2.

Neuere kirchliche Organisationsversuche in Deutschland.

Allen Nachrichten zufolge ist es noch in keiner der deutschen protestantischen Landeskirchen zu einer mit der Tendenz der letzten Revolution harmonischen Organisirung gekommen. Da und dort sind einzelne Anfänge gemacht; Aenderungen in einzelnen Zweigen der Kirchenordnung und in einzelnen Staat und Kirchen verbindenden Gelenken sind eingetreten. Allein eine Realisirung der ausgesprochenen Gedanken zur völligen Freistellung der Kirchen ist nirgends zu sehen; das neue Verhältniß einer von der Kirche ganz getrennten Schule scheint noch nicht eingetreten zu sein; der Laienstand verhält sich wesentlich noch passiv gegenüber dem Kirchenregiment. Die Regierungen versprechen und versprechen Beschlüsse und Schritte. Vorwärts will die Sache nirgends gehen. Große, zuvor zu entfernende Schwierigkeiten politischer Art hemmen jede Bewegung zu einer freieren Constituirung der Kirche.

So unbillig es nun wäre, von einer Revolution zu erwarten, daß sie in wenigen Tagen oder Wochen Alles neu machen soll, so kann man doch nicht umhin, auch aus diesen Folgen oder vielmehr aus dieser Erfolglosigkeit Schlüsse auf das Wesen der Revolution vom J. 1848 zu ziehen. Sie wurde mit dem außerordentlichsten Aufsehen aufgenommen, die gespanntesten Erwartungen begleiteten sie. Wer nicht so bald daran glauben wollte, daß in Deutschland besonders eine ganz neue Ordnung der Dinge auf einmal anbrechen müsse, galt für einen Thoren. Die Revolution hat ihr Werk gethan. Das Freiheitsjauchzen ist erstickt vor dem Donner der Kanonen; der alte Despotismus hat sich auf weiten vom Kriegsjammer erfüllten Ländern neue Denkmale errichtet; das Mal der Freude ist vorbei und zu seinen unangenehmsten Folgen gehört die Bezahlung der Schulden, die hart auf den deutschen Völkern liegen und unmäßige Steuern veranlassen. Wir bedauern es aufrichtig, daß eine gänzliche Reorganisation des lieben Vaterlandes nicht zu Stande kam; wir haben schon in jungen Jahren für Ein großes Deutschland und einen deutschen Kaiser geschwärmt; wir sehen in den vielen Häuptern des Einen deutschen Leibes eine Mißgeburt und in den zwei

Köpfen des heraldischen Adlers eine Anomalie aus alten Tagen, die gar verstandeswidrig in den hellen Tag unseres Jahrhunderts hereinschaut. Aber, als der gallische Hahn wieder krähte am frühen Morgen des Jahres 1848 und der deutsche Hahn, um seine ehrsame Reputation nicht zu verlieren, mit Anstand über den Rhein hinüber antwortete, so schien es wirklich, daß alles Geflügel auf dem weiten Hof des deutschen Reiches noch im tiefen Schlummer liege und aufwachend erkannte, der Lärmmacher habe sich in der Zeit verrechnet. Kurz, es gab Deutsche, welche ein freies Deutschland wollten und darunter auch recht brave wackere Männer; aber daß Deutschland — „das ganze Deutschland soll es sein!“ — eine Revolution wollte, das ist kein Factum. Wenn Deutschland Eine Freiheit, Einen Kaiser, Ein Reich wirklich hätte haben wollen, so hätte keine Macht der Erde es daran hindern können.

Dennoch kann man zwar nicht behaupten wollen, daß die große Erregung jenes Jahres erfolglos gewesen sei. Auch sind ihre Nachwirkungen noch lange nicht zu Ende. Sie selbst ist nur einer jener Stöße, welche einem und demselben Erschütterungskreise angehören und seit 1789 von einem und demselben gleichsam vulkanischen Heerde ausgehen. Niemand wird glauben, daß die Wirkungskraft desselben nun erloschen sei. Es kocht in der Tiefe und sammelt stets Stoff für neue Ausbrüche. Was er je und je zu Tag fördert, ist an sich immer merkwürdig genug, ohne daß es eine Bürgschaft längerer Dauer in sich trüge. Die Erweiterung des Erschütterungskreises ist zunächst die für die allgemeine Geschichtsbetrachtung wichtigste Thatsache. Die Revolution von 1789 war wesentlich auf Frankreich beschränkt. Die Sympathien, welche sie in Deutschland hervorrief in ihrem Beginne selbst bei den edelsten Geistern, erstarben bald im Schmerz über die Greuel, die sie zu beweinen gab. Aber Napoleon trug nach Italien, Spanien und in andere Länder den Zunder, der bald aller Orten Brennstoff genug fand. Wider seinen Willen hat er die Revolutionsideen des ganzen westlichen Europas sich in die Idee der constitutionellen Monarchie fixiren lassen. Dieser Staatsform neigte sich um ihrer scheinbar glücklichen Mitte willen zwischen Monarchie und Republicanismus die Menge aller Gemäßigten zu. Das war die Schreckgestalt, mit der Metternich sich die ganze Zeit seiner politischen Thätigkeit abkämpfte. Wie war aber der Erschütterungskreis schon um das Jahr 1820 erweitert! Bundestagsbeschlüsse wehrten dem Ausbruch an den einen, östreichische Truppen an anderen Orten. Aber Papier und Pulver vermochten den Sturm des Jahres 1830 nicht zu hindern; in Frankreich Revolution, ebenso in Belgien, in Polen; in Deutschland ließ sich die Ruhe nur mit den äußersten Mitteln und dadurch nicht überall erhalten. In Spanien bricht bald darauf der Bürgerkrieg aus. Es war eine ganz mit dem Allem verwandte Erscheinung, daß die Deutschen um's Jahr 1840 allzumal anstimmten: „sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ (den die Franzosen gar nicht haben wollten und sich darüber lange nicht so heißer schrien, wie die Deutschen). Endlich aber im J. 1848 bricht die Gewalt des im Verborgenen glimmenden

Feuers los und die Flamme brennt von Dänemark bis Sizilien und von den Pyrenäen bis an die Grenze der Türkei. So tief ist die Revolution eingewurzelt, so weit ist sie gekommen in ihrer Reise um die Welt.

Was ist nun aber die Folge des Sturmes, der über Deutschland hereinkam? Daß die Unmöglichkeit, so bald ein einiges freies Deutschland zu erzeugen, evidenter als je an den Tag kam; daß die Kluft, welche die verschiedenen Kreise der Gesellschaft in Deutschland von einander trennt, in ihrer ganzen unabsehbaren Tiefe erschien; daß unter so vielen, vielfach begabten Männern nicht auch ein einziger als eigentlich volksthümliche Persönlichkeit hervorragte und als ein Centralpunkt auf die Bewegung des Ganzen von Einfluß wurde; daß sich zeigte, welch' eine Menge solcher, die zum Zerstören weit mehr als zum Aufbauen geneigt sind, auch in Deutschland sich in allen Schichten der Societät finden; daß gerade unter den Stimmführern die allerentgegengesetztesten Grundsätze über die ersten Prinzipien für Begründung wahren Volkswohls sich herausstellten; daß nun die ersten Mächte des deutschen Reiches sich um die Hegemonie streiten, jedoch selbst von Seiten der Staaten, die sich an die eine oder andere beider Mächte anlehnen, durchaus kein völliges Vertrauen genießen, so daß die Revolution Alles mehr, als Einheit Deutschlands bewirkte — anderer und mehr äußerlicher Folgen gar nicht zu gedenken! — Zurückgeblieben ist bei Unzähligen eine gewisse Bitterkeit über das Mißlingen mit Liebe gehegter Pläne; ein Mißtrauen zwischen Bürger und Bürger; der gemeine Geist des sich gegenseitig Verklagens; eine größere Aengstlichkeit als je bei Vielen, sich mit der regierenden Gewalt nicht abzuwerfen; freilich auch die Ueberzeugung, daß wenn einmal und so lange die Macht des Volkes nur recht in Gährung ist, Niemand Etwas wider sie vermag.

Man vergleiche aber mit allen diesen Resultaten die außerordentlichen Erwartungen, welche besonders auch im Auslande und vorzüglich in Amerika von der deutschen Revolution gehegt wurden. Hier sind wir ohnehin gewöhnt, Alles mit außerordentlichem Beifall aufgenommen zu sehen, was nur irgend wie mit Freiheit und Unabhängigkeit in der entferntesten Verwandtschaft zu stehen scheint. Wie wurde in allen religiösen Blättern dem J. Ronge und seinem sogenannten Deutschkatholicismus Weihrauch gestreut, und doch wäre Ronge, hätte man nur ein wenig Geisterprüfungsgabe anwenden wollen, in keiner einzigen respectablen religiösen Gesellschaft Amerika's als Mitglied geduldet worden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß seine Sache verschollen und verloren war, noch ehe er selbst vom Schauplatz der Geschichte abtrat. Und daß es vielen der Freiheitsmännern der letzten Jahre an Nichts so sehr fehlte, als an Uneigennützigkeit und aufopfernder Vaterlandsliebe, also an den ersten republicanischen Tugenden, das hat die Erfahrung nur allzudeutlich an's Licht gestellt. Es ist vielleicht wahr, daß kaum ein anderes Land einer Revolution an Haupt und Gliedern mehr bedürfte, als Deutschland, wenn es groß werden sollte, wie es einst vor der Reformation groß war. Aber es ist auch wahr, daß bei weitem die

größte Masse des Volkes und ohnehin bei weitem die meisten Gebildeten und Vermöglichen, also die Einflußreichsten der conservativen Richtung angehören und zu einer totalen Reorganisation durchaus kein Zutrauen haben. Diejenigen, welche für den sogenannten gemäßigten Fortschritt waren, waren in der Politik ebensogut für keinen Fortschritt. Denn Metternich selbst galt dafür bei Vielen, daß er für den gemäßigten Fortschritt sei.

Ist nun die politische Ordnung der Dinge in Deutschlond so gar nicht das geworden, was die große Aufregung des Jahres 1848 anstrebte oder erwarten ließ, so ist es allerdings kein Wunder, daß auch in kirchlichen Dingen keine durchgreifende Aenderung eintrat. Aber auch für die Kirche war aus den entgegengesetzesten Interessen eine Reform verlangt worden. Die orthodoxe Richtung wollte eine durchaus ungläubige Wissenschaft trotz all' ihres Glanzes aus theologischen Hörsälen verbannt wissen; die Lichtfreunde wünschten im Vertrauen auf den erleuchteten Sinn der Masse freie Wahl der Prediger durch die Gemeinden und die Predigt des Unglaubens auf alten, ehrwürdigen Kanzeln der Orthodoxie; im Frankfurter Parlament schien die Frage über die Trennung von Kirche und Schule erledigt zu sein, ehe es nur recht zur Frage damit kam; hier wollte man Reform, damit die Pietisten, dort Reform, damit die Rationalisten in den obersten Kirchenbehörden die leitende Macht wären. Alles schien gemeinsam von den entlegensten Punkten aus auf Ein Centrum zu dringen, nämlich daß der Laienstand aus seiner Passivität erlöst und zur Mitthätigkeit bei der Kirchenleitung gesetzlich emporgehoben werde. Letzteres war allerdings der wichtige und entscheidende Punkt. Er bedingt das wahre Gemeindeleben. Ohne ihn ist eine Trennung von Kirche und Staat nur denkbar noch im Sinne eines streng hierarchischen Systems. Verlangen wir zum Organismus der Kirche die Mitwirkung des Laienstandes bei den äußeren und inneren Functionen der Kirche als ein Glied, einen nothwendigen Bestandtheil, so war in so fern allerdings in Deutschland keine Kirche da. Es war alle Gelegenheit da, das Wort Gottes zu hören, es fehlt nicht an „dem steinernen Hause und der Kanzel, worin von Staatswegen ein Beamter je und je religiöse Vorträge hält;" es fehlte nicht an „lauterem Wort und Sacrament," und dennoch war die Kirche nicht da. Sie war wohl da als eine Schattengestalt, nicht als eine imponirende Macht neben der Macht des Staates; sie war eine Decoration am öffentlichen Dasein, aber nicht die Quelle, aus dem es floß, sie war zur Accidenz und zum Attribut des Staats geworden, um welches willen er ein christlicher heißen sollte, aber der Staat setzte sich als Zweck und die Kirche nur als Mittel für diesen Zweck. Sie war geduldet, aber ihre Unentbehrlichkeit schien man nur bedingungsweise zugeben zu wollen. Man hat den Pietismus zum Ueberdruß oft der Kriecherei und des Obscurantismus angeklagt, weil es Mode geworden ist, Alles, was nicht am Triumphwagen der neuen Göttin Diana, nämlich der Zeitgeistweisheit des Unglaubens, zu ziehen Lust hatte, sogleich eines Mangels an Klarheit und gutem Willen zu beschuldigen

Allein gerade der Pietismus ist es gewesen, der den Laien vom hierarchischen Drucke und zugleich von weltlicher Bevormundung in geistlichen Dingen zuerst befreien wollte und der eben dadurch, daß er den Einzelnen als Verwalter göttlicher Geheimnisse wieder in seine alten, ursprünglichen Rechte in der Gemeinde einsetzen wollte, der ächten, wohlthätigen Religiosität zuerst im deutschen Vaterland neuen Aufschwung gab, wenn er auch keine eigentliche Reform bewirken konnte. Denn er war ein Sauerteig, der nur allmählig die ganze Masse durchsäuern konnte und in der neuesten Zeit im Werke der inneren Mission seiner eigenen ursprünglichen Mission ganz treu geblieben ist. Aber so belebend er wirkte, wie Vieles scheint sich unter der großen zu durchsäuernden Masse zu befinden, was sich selbst jeder Einwirkung unzugänglich macht!—

Was uns vor Allem nothwendig scheint, wenn eine Wiederbelebung des religiössittlichen Geistes in Deutschland Statt finden soll, ist das, daß die Kirche um ihrer selbstwillen wieder zu Würden komme in den Augen der Nation. Daß der Staat sie unter seine schützenden Fittige nahm, konnte ihrem Einfluß in der Länge der Zeit nur schaden. Er nährte sie ohnehin ja doch nur aus ihren eigenen Mitteln, aber nährte sie stiefmütterlich genug und man braucht nur auf die Zahl der Gemeinden und Prediger in ihrem Verhältniß zu der Summe der Bevölkerung in großen Städten zu blicken, um sich davon zu überzeugen. Allein er bevormundete sie ohnehin im strengsten Sinne des Wortes. Es war und ist doch keine leichte Aufgabe für die Prediger, wenn sie zwar dem Volke in ihren Vorträgen Sünden und Gebrechen aller Art vorhalten, aber wenn die Blitze des Wortes nur in die unteren Regionen, nicht aber aufwärts zu den Thronsitzen der Herrscher und Gewalthaber schlagen sollten; wenn Alles, was Regierung, Obrigkeit und obrigkeitliche Person heißt, an sich für unangreifbar, infallibel und heilig gleich dem Papstthum gelten soll. Das Volk ist helle genug, um zu wissen, in welch' einem Ton und Gedankencirkel der Prediger sich halten muß, wenn ihm seine Stellung lieb ist und die Achtung vor dem Prediger und seinem Amte konnte durch ein solches Verhalten unmöglich gewinnen. Zudem weiß das Volk recht wohl, daß die Bibel nicht eben „ein Buch der Könige," sondern der Völker ist und die unaufhörliche Ermahnung, zu dulden, zu schweigen und Alles Gott anheimzustellen, konnte zusammen mit dem eigenen Schweigen der Prediger gegen himmelschreiende Ungerechtigkeiten und Eingriffe den Predigern selbst weder wahre Achtung noch Liebe verschaffen. Uebersehen wir nicht, daß das Leben eben gar vieler Kirchendiener nur auch gar nicht clericalisch war, sondern vielmehr den ganzen Stand als einen zu trägem Lebensgenuß besonders berechtigten hinzustellen schien, so trug auch dieß bei, den Stand nicht um der Kirche willen, sondern um seines Patrons, des Staates willen, gewähren zu lassen. Und doch — so wenig der deutsche Pfarrherr in seinem Lebenswandel und Benehmen durch Gesetze oder durch die öffentliche Meinung beschränkt war, so darf man annehmen, daß der Zudrang der Jugend zu Predigerstellen und zum Studium der Theologie noch viel stärker gewesen wäre, hätte die Furcht vor dem

ihnen auferlegten moralischen Zwange, zusammen mit den allerdings starken wissenschaftlichen Anforderungen nicht gar Viele abgehalten. Aber eben für den Staat selbst schien die Kirche nahezu ganz entbehrlich. Sie schien ein Wissen zu enthalten, dessen wahre Heimath sowohl wie sein letztes praktisches Ziel eigentlich doch nur jenseits der Wolken liege. Der Staat sah es wirklich nicht ungerne, daß die Kirche als eine moralische Macht in der Wirklichkeit mehr und mehr an Grund und Boden verliere. Die Staatsdiener selbst schienen im Allgemeinen anzunehmen, daß die Kirche selbst nicht mehr wisse, was oder wozu sie sei und glaubten sich in ihrer totalen Indifferenz gegen kirchliche Dinge vollkommen durch die Annahme gerechtfertigt, daß ja die Theologen selbst sich gegenseitig jeden Grundsatz ihrer eigenen Wissenschaft streitig machen und darum Niemand wissen könne, an was man sich zu halten habe. So war die Kirche als ein altes, überlebtes Institut in's Schlepptau genommen und daß ein Standesgefühl unter den Predigern, ein entschiedenes Gefühl eigenthümlicher Würde unter ihnen gegenüber der Allgewalt des Staates sich ausbilden werde, das war auch gar nicht zu befürchten. Man durfte nur in deutschen Ständekammern die Stellung beobachten, welche dort die wenigen Repräsentanten der Kirche gegenüber der Masse weltlicher Abgeordneter einnahmen. Die Sprecher der Kirche waren gar oft nur alte, abgelebte, zahnlose Leute und es ging wohl ein schlecht verborgenes Lächeln durch die Bänke und die Gallerien, wenn sie so ganz am unrechten Orte den salbungsvollen Kanzelton anzustimmen begannen. Auch wußte Jedermann, daß sich die Minister um der Klerisei Zustimmung eigentlich ebenso wenig bekümmerten, wie um ihren Widerspruch, ja, die Würdenträger der katholischen Kirche standen noch bei weitem kräftiger und ehrenvoller da, als die der protestantischen. Kurz, es schien, als ob für die Kirche eigentlich kein Ort mehr in der Welt sich fände. Gib dich selbst auf, so wirst du aufgegeben! Man hat gut zu sagen, die Kirche sei ein Reich, das keines äußerlichen Ansehens bedürfe. Wenn aber das äußerliche Ansehen verloren ginge, eben weil das innere Ansehen, des Geistes Macht und Wirkung verloren ist, so ist das Aufhören der äußeren Würde ein sehr bedenkliches Zeichen. Was irgend den Menschen werth, theuer und wichtig ist, dem geben sie gerne und willig eine diesem Grade der inneren Achtung entsprechende äußere Stellung. Ist die innere Werthschätzung verloren, so vermag freilich aller äußere Schein sie nicht zu ersetzen. Die schüchterne, obscure Stellung der Kirche in ihren Organen gegenüber der Auszeichnung, die allseitig dem Diener der Staatsgewalt zu theil wird, entspricht den Grundsätzen, nach welchen die Herren dieser Welt die Kirche selbst beurtheilen und anschauen. Die größte Macht der Weltgeschichte war zur Unmacht geworden. Einfluß und Würde hat die Kirche sich erst wieder zu erkämpfen.

Aber freilich — sie hat sich um diese Dinge großentheils selbst gebracht. Nicht unverdienter Weise trägt sie, was sie zu tragen hat. Man vergegenwärtige sich den Zustand der theologischen Literatur der letzten 50 oder 80 Jahre. So gran-

dios die Leiſtungen des deutſchen wiſſenſchaftlichen Forſchens auch auf dieſem Gebiete ſind, ſo iſt das durchaus kein Erſatz für den Schaden, den dieſe Literatur der Kirche ſelbſt gebracht hat. Die Abſtraction der Kirchenlehrer vom Kirchenleben kommt auch hier auf's grellſte an's Tageslicht. Syſtem der Philoſophie folgte auf Syſtem. Vom Kantiſchen Kriticismus an bis auf den Hegel'ſchen pantheiſtiſchen Idealismus haben dieſe Syſteme Alles probirt, um der lieben Theologie und Kirche den Kopf zurechtzuſetzen. Die Einen haben ihr alle Gefühlsnerven ausgezogen und die Zuhörer von den Kanzeln aus Geduldſpiel mit langweiligen, ſeelenloſen Verſtandesbegriffen und Aufklärungsworten ſpielen gelehrt. Die Anderen haben in hohen Worten declamatoriſche Vorleſungen gehalten und das radicale Böſe in der einen Herzkammer mit dem radicalen Guten in der anderen auszutreiben geſucht. Die Dritten brachten den alten Glauben zu Ehren und die Vernunft ſchien triumphirend wiederzugebären als höchſter Weisheit Inbegriff, was der Verſtand als Mißbildung und ſinnloſen Unrath längſt dem Nichts zugeführt hatte; aber freilich, der alte Glaube gab nur Wort und Form, der Geiſt war doch ein ganz anderer. Die Vierten wollten uniren, weil's „der König von Preußen“ wollte nnd die Fünften wollten trennen, gerade aus demſelben wichtigen Grunde und — „wer nennt all' ihre Namen?“ Wer wollte alle dieſe verſchiedenartigen Richtungen, die nur die große Sprachverwirrung unter den Bauleuten und nicht minder ihre Geiſtesverwirrung offenbarten, nacheinander aufzählen? Das iſt eben der Jammer im deutſchen Lande, daß was da oder dort Epoche macht im wiſſenſchaftlichen Gebiete, nicht ſowohl zur Secte wird, in deren abgeſchloſſenem Kreiſe beſtimmte Gedanken iſolirt circuliren, ſondern alſobald zur Schule, und da iſt denn ein Wiederhall der Schulweisheit von allen Kanzeln von einem Ende zum anderen im weiten Feld der Kirche ſtärker oder ſchwächer bald zu vernehmen. Was hat denn aber die Kirche und die Kanzel mit den Spinngeweben philoſophiſcher Syſteme zu thun? Wer kann nur ſo thöricht ſein, von den lebensloſen Producten eines ſcharfſinnig dialektiſchen Denkens, zu deſſen Culminationen doch immer nur wenige Auserleſene emporklimmen, eine großartige Reaction auf Volksmaſſen zu erwarten, die durch ganz andere Hebel zu bewegen ſind? Auch iſt jedes philoſophiſche Syſtem gleich Sauerwaſſern genießbar an der Quelle und friſch von der Quelle, aber gleich ihnen ſeines beſten Gehaltes beraubt, wenn die Rumpelwagen der Populärphiloſophen und Nachſchwätzer es erſt in alle Welt verführen. Kommt es dann vollends als Zuſatz zu fremden Agentien und muß es ſich mit dem agens primitivum der Theologie oder anderer Facultätswiſſenſchaften vermiſchen laſſen, ſo wird es verderbt und verderbt ſelbſt wieder; es nimmt ohnehin das Commando, und der Glaube muß dann bei der neuen Weisheit in die Schule gehen. Man kann wirklich nicht genug beklagen den Einfluß, welchen die Buchdruckerkunſt beſonders im deutſchen Kirchenleben um ſeiner gelehrten Richtung wil-

len gewonnen hat. Es gab und gibt vielleicht noch deutsche Gelehrte genug, welche sagen, daß man heutzutage Synoden zu halten nicht nöthig habe; die Kirche halte Synoden in Büchern. Auch dieß ein Zeichen, wie diese Leute von des Lebens Wirklichkeit und von den Bedürfnissen der menschlichen Natur entfremdet sind. Wenn Etwas, so muß ein solches papierenes sich Entfalten der Kirche in gelehrten Thaten die Kirche dem Laien fremd machen, sie wird zur Welt der Studirstube und des Buchladens, aber sie wird immer weniger eine Lebensmacht; ihre Würde, ihr Einfluß auf die Wirklichkeit muß schwinden; sie vegetirt als etwas Fremdes in ihrer eigenen Heimath.

Bedenken wir vollends die Art und Weise, wie die theologische Wissenschaft sich selbst der Welt mit frecher Stirne in den vergangenen Jahrzehnten darstellte, so wird es leichter, die Gleichgültigkeit der Gebildeten gegen die Kirche, die Ungewißheit Unzähliger über sie zu begreifen. Man erinnere sich des Aufsehens, das ein Werk wie Straußens „Leben Jesu" hervorrief. Der Verfasser war zur Zeit der Erscheinung des famosen Buchs sogar Lehrer der theologischen Jugend an einer bedeutenden deutschen Universität. Also aus der Kirche selbst mitten heraus kam eine in glänzendem und zwar dem Volke zugänglichen, nämlich deutschen Styl geschriebene Proclamation, daß der Glaube der Kirche in historischer Hinsicht auf lauter leichtem Flugsande ruhe und daß es nur eine fromme Täuschung, oder vielmehr Schwachheit sei, an den alten Formeln hängen zu wollen. Wer vollends mit dem Schein der Wissenschaft den Unglauben zu umgeben weiß, der darf voraus auf den Beifall derer rechnen, deren Unglaube doch eigentlich vom bloßen Nichtswissen abhängt und hat natürlich die meisten Lacher auf seiner Seite. Aber eben darum ist sein Einfluß auf die Kirche auch so verderblich und darum muß die Kirche durch solche Erscheinungen gar sehr an ihrer öffentlichen Achtung und Würde verlieren, um so mehr, da ein Werk, wie das genannte, gar nicht vereinzelt auf dem deutschen Büchermarkte steht. Daß wir in einer Kirchenperiode leben, die durch den Kampf des Alten, aber ewig Neuen gegen die angebliche individuelle Denkselbstständigkeit charakterisirt ist, ist allerdings zuzugeben, aber das eben ist die Ursache, warum die, die der Kirche selbst durch ihre theologische Bildung vornehmlich angehören, mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen sollten, ehe ihr individuelles Denken zum Verräther an den Gottesgedanken der Kirche wird. Aber es ist ja wahrhaft lächerlich, wenn deutsche Gelehrte der Kirche eine Grabrede halten wollen, während sie fröhlich und lebensfrisch durch die Theile der weiten Welt hin wandert, während sie in deutschen Landen selbst eine Auferstehung zu feiern beginnt.

Wir können nicht umhin, auch der erbaulichen deutschen Literatur hier noch zu gedenken. Keine Nation hat einen solchen Reichthum alter, kernigter Erbauungsbücher, wie ihn die deutsche besitzt. Aber einen solchen Ueberfluß an schaa-

lem Zeug, das Religiosität befördern sollte, kann auch kein anderes Volk haben. Uns ist es aber auch hiebei nur darum zu thun, auf den Einfluß der gelehrten Schulen und des Schulgeschmackes in kirchlichen Dingen hinzuweisen. Wo war der Geist der protestantischen Bekenntnisse hingeflohen, wenn Werke wie z. B. die berühmten „Stunden der Andacht," die erst noch katholischer (?) Feder entflossen waren, in zahllosen Exemplaren durch stets neue Auflagen und Nachdrücke verbreitet in Tausenden von Familien die doch vorhandenen geistigen, religiösen Bedürfnisse stillen sollten und stillen konnten? War diese declamatorische Appellation an des Menschen natürliche Würde, Kraft, Erkenntniß, an seine edeln Gefühle, an das Bewußtsein der Göttlichkeit seines Wesens Kirchensprache oder Bibelsprache? Wohin war es mit der Kirche gekommen? Sie hatte sich, ihre Eigenthümlichkeit, ihr Bekenntniß, ihre eigene Natur, Sprache, Heimath aufgegeben; sie wollte auf fremdem Boden festwurzeln, von fremden Mächten Waffen entlehnen. Das war der Weg, wie sie um ihre eigene Würde, um ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Welt durch ihren vielseitigen Bund mit der Welt kam.

Wer will es verkennen, daß Vieles, gar Vieles anders werden muß, damit die Kirche Deutschlands würdevoll das Element im öffentlichen Leben der Nation werde, durch welches alles Thun und Treiben von innen heraus, aus des Herzens Tiefe heraus göttlich belebt wird? Die mannigfachen Zeichen eines in den letzten Jahren neu erwachten Interesses an der Kirche mögen daher mit Freuden begrüßt werden, so verschiedenartig sie auch unter sich selbst sind. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der preußischen Regierung der letzten zehn Jahre, daß sie auf eine Reorganisation der Kirche hinstrebte. Der Ausgangspunkt war freilich nicht sowohl ein lautwerdendes Bedürfniß des Volkes selbst, als vielmehr die Persönlichkeit und die persönliche Ansicht des Königs. Als im Jahr 1846 die Generalsynode zu Berlin gehalten war, schien es, als sei eine neue kirchliche Verfassung nicht nur in Preußen, sondern überhaupt in Deutschland leichter herbeizuführen, als man zuvor gedacht hatte. Allein im Grunde war keine Klarheit darüber da, am wenigsten bei der Masse der Laien, was eine freiere, selbstständigere Verfassung der Kirche denn eigentlich wolle, wie viele hätten auf die Frage Antwort schuldig bleiben müssen, ob sie Synoden und Presbyterien wollen oder nicht. Die Agitatia bewegte sich auch über diese Dinge zunächst in den oberen Schichten der Gesellschaft und in Kirchensachen kann dieser Mangel an Mitthätigkeit so vieler Glieder nichts Gutes schaffen. Preußen, von allen Seiten angegriffen und besonders um den Begriff einer Staatskirche den Forderungen der Zeit gemäß nicht länger als einen Vorwurf hören zu müssen, erließ das Patent vom J. 1847 über die Bildung neuer Religionsgesellschaften und gewährte dadurch die ausgedehnteste Regionsfreiheit, so weit sie nur neben Staatsrechten und — Pflichten existiren konnte. Aber die Klagen über die strengkirchlichen Examina für den Kirchendienst, über die Rücksicht auf gewöhnliche religiöse Ueberzeugung bei Candidaten, über die scharfe

Aufsicht über die Geistlichen und die Seelsorge, kurz, über das Ministerium Eichhorn hörten darum nicht auf. Die Regierung hatte für sich die offenbare Erfahrung, daß glaubenseifrige würdige Prediger, die frei und entschieden Gottes Wort predigen, stets volle Kirchen hatten und segensreich auf die Menge der Gemeinden wirkten und zwar in Preußen nicht allein, sondern durch ganz Deutschland hin. Preußen war seiner heiligen Patronatspflicht gegen die Kirche eingedenk geworden und eben auf rechtshistorischem Boden konnte es für unangreifbar gelten in seiner Kirchenleitung jener Jahre. Eing seine Kirchenleitung in ihrer kirchlichen Richtung zu weit, so bedenke man, welch' ein Geist der Unkirchlichkeit große Massen zu beherrschen begann, und eine Entscheidung war nur zu wünschen. Die Lichtfreunde, denen allerdings Unzufriedenheit mit der Regierung Viele zuführte, die bald der neuen Genossenschaft sich schämten, begannen seit 1846 sich in neue Gemeinden zusammenzuschließen und erblühten im Jahre 1847 an verschiedenen Orten. Wislicenus, Rupp und ähnliche Namen schienen etwas vom Märtyrerthum an sich zu tragen, und die Jugend, an sich neuerungssüchtig, unerfahren, und frech, stimmte lichttrunken mit ein. Allein die Stürme des Jahres 1848 ertödteten jene Gemeinden beinahe ganz, Alles lebte nur noch für Politik, und daß es um ächte Religiosität, um wahres Suchen des lebendigen Gottes zu thun gewesen sei, konnte jetzt Jedermann noch weniger glauben, als zuvor. Aehnliches kam in Kurhessen, wo der verkommene Philosoph Bayrhofer als Apostel der Lichtfreunde wirkte, in Hamburg und an anderen Orten an den Tag. Ueberall aber, wohin das Auge blickte, war vor dem Beginne der Revolution Gährung in der deutschen Kirche, als ob der Geist der Unruhe, da ihm der Staat noch zu mächtig war, an den alten Mauern der Kirche seine Kräfte probiren wollte. Zeigte sich auf der einen Seite die religiöse Freigeisterei in ihrer ganzen Ungebundenheit, so wirkten Pastoralconferenzen und evangelische Vereine auf der anderen darauf hin, den Glauben und die Bekenntnißtreue unter den Dienern am Worte zu stärken, und dieß blieb in aller Stille nicht ohne Segen für die Gemeinden. Unruhig durch den Eifer im Bekenntniß wurden die Altlutheraner Preußens. Ebenso traten in Folge der Thätigkeit englischer Missionäre Wiedertäufergemeinden aus dem Kirchenverband in verschiedenen Gegenden Deutschlands aus; unter Reformirten des Wupperthales erregte ebenfalls fremder Einfluß Spaltung; der bittere Eifer aber, mit welchem Hengstenberg's Kirchenzeitung, wenn nicht immer die Wahrheit, doch ihre Meinung sagte, konnte zu dem den Gläubigen in vielbewegter Zeit so nothwendigen Bund des Friedens und der Einigkeit im Geist am wenigsten beitragen. Mehr ist aber in Deutschland vor der Revolution über keinen Mann auf kirchlichem Gebiete gesprochen worden, als über Uhlich in Magdeburg, der frech und laut den Unglauben predigte, weil ja „der Rationalismus so lange mit Ehren in Preußen bestanden habe" und er und die Seinigen schieden aus der Landeskirche aus. — Bekannt ist,

welchen Anstoß und Uneinigkeit das Erscheinen des Nationalisten Rupp bei der Versammlung des Gustav-Adolph-Vereines zu Berlin im Jahre 1846 veranlaßte, und doch war dieser Verein eine der schönsten Blüthen des reger gewordenen kirchlichen Lebens in Deutschland. — Endlich bemerken wir noch, als ein nicht ganz gleichgültiges Zeichen der Zeit, daß öffentlich angezeigt wurde, daß es sich am 16ten Januar 1847 mit dem Kirchenbesuch beim vormittäglichen Gottesdienst und beim schönsten Winterwetter — in verschiedenen Kirchen Berlins folgendermaaßen verhielt. In der Marienkirche bei Prediger Lisko waren 28 Personen; in der Klosterkirche, bei Teichler, 11 Personen; in der Nikolaiskirche, Pred. Jonas, gegen 80; in der Neuen Kirche, bei Sydow, gegen 100. In der Sophienkirche aber wurde acht Tage zuvor ebenfalls beim schönsten Wetter der vormittägige Hauptgottesdienst ohne Liturgie und Orgel in der Sakristei gehalten und zwar zum ersten Male seit Menschengedenken, weil aus einem Kirchspiele von 40,000 Seelen nur 20, sage zwanzig, gegenwärtig waren. —

So sah es aus auf dem weiten Felde der deutschen protestantischen Kirche, als die Stürme der Revolution hereinbrachen. Revolutionen sind unselige Zeiten, um kirchliche Angelegenheiten zu ordnen. Darum hat denn auch die Frankfurter Reichsversammlung eine schwere Aufgabe vor sich gehabt. Von ihr erwartete man eine neue Gestaltung der deutschen Kirche und allgemeine Religionsfreiheit. Denn im Lärm der Revolution wurden mit einem Male zahllose Stimmen für Trennung von Kirche und Staat und von Kirche und Schule laut, die aus Klugheit und wohlberechnender Vorsicht bisher geschwiegen hatten. So wurde denn auch über diese wichtigen Dinge im Sinne der Zeitforderungen entschieden. Unbegreiflich muß es bleiben, daß besonders gegen die Trennung von Kirche nnd Schule so wenig ernste Stimmen sich erhoben. Kein Fluch, den die protestantische Sectirerei und die Akatholicität protestantischer Denkweise mit sich bringt, kann größer sein, als die Entwöhnung der christlichen Jugend von der Kirche; es ist dieß eine der stärksten Waffen des Antichrists unserer Tage. Daß in Deutschland besonders die Lehrer der Elementarschulen dafür stimmten und dadurch sich dem Volke als die Männer des Fortschritts und der Freiheit präsentirten, zeigt den Haß dieser Leute und ihre Entfremdung gegen die Kirche, aber auch ihren Mangel an praktischem Verstand; denn lasset nur in Deutschland die Aufsicht über die Volksschulen in den Händen der einzelnen Bürger stehen, und die Schullehrer werden sich bald unter den zuvor so verachteten Krummstab zurücksehnen lernen. Allein die Frankfurter Beschlüsse über Kirche und Schule fanden doch im deutschen Volke durchaus keinen allgemeinen Anklang; im Gegentheil legten ganze Gemeinden in den verschiedensten Gegenden des Reiches ihren Protest dagegen ein. Die Umstände selbst, die Macht der Verhältnisse protestirten überhaupt noch viel gewaltiger gegen die Realisirung der Frankfurter Theorien. Man würde sehr irren, wollte man in ihnen die nationale That Deutschlands erkennen.

Eine proportionale und darum allein wahrhaft billige Vertretung sämmtlicher deutscher Stände und Richtungen war das Frankfurter Parlament nicht. Die Vorgänge des Jahres 1848 aber, die Leidenschaftlichkeit aller Parteien, die Ausbrüche von Roheit beim kaum erwachenden Bewußtsein der Freiheit, die Schroffheit der Ansichten, die Unmöglichkeit, sich friedlich über Hauptpunkte zu vereinigen, das Alles hat in den einzelnen Staaten, wie im Reich im Ganzen, es allen Denkenden gar sehr zweifelhaft machen müssen, ob die Zeit einer äußeren Umgestaltung der Kirche, ihre völlige Trennung vom Staate gekommen sei.

Aber um so mehr muß auch erkannt werden, wie sehr eine Erneuerung von innen noth thut. Ohne sie würde eine freie Kirche am Ende eine Kirche ohne Religion werden. Und Tausenden ist der Begriff einer freien Kirche doch identisch mit dem Aufhören der Kirche überhaupt. Aber die Freunde des Reiches Gottes, die wohl wissen, daß mit äußerer Verfassung des Volkes dem Jammer nicht geholfen ist, so lang die innere Verfassung des Herzens und Familien nicht erneuert wird, sind durch den Ernst der Zeit zu einer ernsten Thätigkeit angetrieben worden. Die Kirchentage, die Versammlungen der Prediger einzelner Länder, die Besprechung der Zustände im Geist der Liebe und der Wahrheit, der vermehrte seelsorgerische Eifer vieler Diener des Wortes, die eifrige Theilnahme vieler würdigen Laien, das N arbeiten Mancher, denen eben durch die Revolution die Augen über den Zustand des Volkes aufgingen, die christliche Pflege der Armen, das kräftige Hinarbeiten auf eine nationale, würdige Sonntagsfeier, das ganze ausgedehnte Wirken der inneren Mission — das Alles muß und wird seinen großen Segen bringen. Sadducäismus und Libertinismus sind charakteristische Züge am deutschen Wesen seit einem Jahrhundert geworden; die belletristische Literatur und die gelehrte großentheils bei all' dem Glanz der Talente und der Fülle des Wissens sind weltlich, dem Christenthum entfremdet gewesen; die Gewalthaber und ihre ersten Werkzeuge haben der Kirche den Rücken zugekehrt oder sie zum Mittel weltlicher Herrschsucht herabgewürdigt; leichtsinnig und frivol ist großentheils der Ton der Gesellschaft geworden und bei dem Allem — was hat die Nation gewonnen? Man suche die Uebel von außen mit den schärfsten Mitteln zu heilen, es wird umsonst sein, so lange immer kein neues, ernstes, würdiges Leben erblüht. Der kennt die Geschichte nicht, der eines Volkes Macht und Würde von der Würde und dem Einfluß seines religiösen Glaubens und Lebens losreißen will. Ja, wohl dem Volke, deß' der Herr sein Gott ist! (Ps. 144: 15.). —

W. J. M.

Neanders Rede über die chinesische Mission.

Gehalten am 6ten Juli 1350.*)

Da der Eindruck, den der Mann, welchen der Geist Gottes besonders bewegt hat, das Evangelium den Chinesen zu verkündigen, hervorgerufen, bei unsern theuren Kommilitonen den Wunsch rege gemacht, einen chinesischen Verein zu gründen, der dem allgemeinen Missionsvereine für China einverleibt werden muß, und mehrere unter Ihnen mich aufgefordert, einen Vortrag darüber zu ha..en, so bin ich mit Freuden dazu bereit. Möge der Vater des Lichts, ohne den wir nichts Rechtes zu denken, zu sagen, zu thun vermögen, uns mit Seinem Lichte erleuchten, über den heiligen Gegenstand, das Rechte zu erkennen und zu sagen. Möge Er unseren Worten Eingang verschaffen in die Gemüther Derer, die Er uns zugeführt hat, und das Wehen Seines heil. Geistes in unserer Nähe Redende und Hörende empfinden lassen!

Wir werden zuerst reden von der Sache der Mission überhaupt, dann von der chinesischen Mission, und zuletzt besonders von dem Verhältnisse der Mission zur Universität und Wissenschaft.

Es ist ja nun gewiß in den Verheißungen unsers Herrn und Heilandes begründet, daß Sein Evangelium zu allen Völkern der Erde kommen muß, in Dem, was Er ausdrücklich gesagt hat, und in Dem, was im Sinne vieler Seiner Worte prophetisch enthalten ist. Wir werden aus Dem, was sich bisher erfüllt hat und immerfort sich erfüllt, auf Dasjenige zu schließen haben, was bis zum Ende aller Dinge fernerhin sich wird erfüllen müssen.

Wir brauchen nicht zu erinnern an die Verheißungen, daß Sein Evangelium soll verkündet werden bis zu Seiner Wiederkunft allen Völkern, daß Ein Hirt und Eine Heerde werden soll, was ja eben nur geschehen kann durch die Verbreitung der Mission unter allen Völkern. Wir werden hier denken an das inhaltsschwere Wort unsers Herrn, wo Er Sein Wort vergleicht einem Sauerteig, da-

*) Diese Rede, welche wir der „Deutschen Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben," 1850. No. 31. entnehmen, hielt der sel. Neander aus Veranlassung der Besuchsreise des chinesischen Missionärs Gützlaff zwei Tage vor seinem letzten Erkranken, acht Tage vor seinem Tode mit jugendlicher Frische und Begeisterung und beabsichtigte noch andere Vorträge über denselben wichtigen und interessanten Gegenstand zu halten. So schloß der große Kirchenhistoriker seine öffentliche Thätigkeit mit einem Ausblick in den herrlichen Sieg, den einst das Christenthum über die zahllosen Heiden von Ostasien erringen wird. D. Red.

durch bezeichnet die Macht, mit welcher es das ganze Leben der Menschheit durchdringen muß, so daß das Evangelium extensiv und intensiv nichts im Entwickelungsgang der Menschheit kann von sich ausgeschlossen sein lassen, worin liegt, daß das Christenthum nothwendig das allgemeine Umbildungs- und Bildungsprinzip für alle Völker der Erde werden muß. Sodann das Gleichniß vom Senfkorn, bezeichnend das allmälige Wachsthum, das vom Kleinen beginnt und zuletzt der Baum werden soll, der die ganze Erde überschattet.

Sodann, abgesehen von den ausdrücklichen Worten Christi, werden wir uns berufen auf Das, was im Wesen Seines Evangeliums liegt. Es ist seiner Natur nach darauf angelegt, die Religion aller Völker zu werden, eben deßhalb, weil es die religiösen Grundbedürfnisse befriedigt, welche in der ganzen menschlichen Natur dieselben sind. In dieser Anlage liegt die innere Weissagung, daß das Christenthum dazu gelangen muß, alle Völker in sich aufzunehmen. Je weiter es sich verbreitet, desto mehr wird es sich auf die mannichfaltigste Weise bewähren, als religio naturaliter christiana, gleich wie die Seele ist die anima naturaliter christiana. Wenn daher manche andere Beweise für die Göttlichkeit des Christenthums uns in die Ferne gerückt sind, so daß wir sie uns erst vergegenwärtigen müssen durch die lebendige geschichtliche Auffassung, so ist dieß ein Beweis, der immer neu und lebendig uns vor die Seele tritt: wo in einem Volke ein neuer Schauplatz für seine Wirksamkeit entsteht, wird das Christenthum sich bewähren als die religio naturaliter christiana.

Ferner, wenn wir absehen vom Christenthum selbst, so liegt im Wesen der Menschheit begründet, daß sie soll zur Einheit verbunden werden, daß alle Völker bestimmt sind, Glieder eines, die ganze Menschheit umfassenden, Organismus zu werden. Dieß war nun freilich etwas dem Alterthum Unbekanntes; aber nachdem nun einmal durch das Christenthum dieß zum Bewußtsein gebracht worden, drängt es sich der menschlichen Vernunft als unverläugbar auf. Wir können das Ziel der Menschheit nur erfüllt sehen, wenn diese höhere Einheit in derselben verwirklicht werden. Nun aber dieß Ziel kann nie verwirklicht werden, wenn es nicht durch das Christenthum geschieht. Die Wissenschaft, die Kunst kann nicht dazu dienen, diese wird nur auf einen kleinen Kreis von Menschen verbreitet werden können. Hier tritt überall das Nationelle hindernd entgegen. Die Religion ist es allein, welche, wie sie die Beziehung des menschlichen Geistes zu seiner himmlischen Heimath bezeichnet, daher allein dazu dienen kann, die höhere Einheit zu verwirklichen. Aber dieß ist eben erst durch das Christenthum möglich geworden, indem das Christenthum allein ist die religio naturaliter christiana, die Religion, die dazu bestimmt ist, alle andern Religionen in sich hinüberzuziehen.

Wie wir nun also aus den ausdrücklichen Worten unsers Herrn und Heilandes, die immer mehr durch die Geschichte erfüllt sind, aus Dem, was dem Geiste nach in seinen Aussprüchen liegt, aus dem Wesen der menschlichen Natur selbst mit Sicherheit schließen müssen, daß durch das Christenthum die ganze Menschh-

heit soll zur Einheit verbunden werden, so werden wir nun besonders eines der wichtigsten Zeichen unserer Zeit finden in Dem, was hier für die Mission geleistet worden. In der Zeit, wo so viele Mächte der Finsterniß gegen das Christenthum und gegen allen Glauben, gegen alles Ueberweltliche, Göttliche sich regen, sehen wir das Evangelium mit neuer, jugendlicher Kraft wirken in den Missionen. Es ist eben freilich das Charakteristische, wie uns die Geschichte erkennen läßt, daß die Zeiten, wo die Fabel sich zu verbreiten beginnt, das Christenthum gehe seinem Untergang entgegen, daß gerade dieß die Zeiten sind, welche eine neue Schöpfung, die von demselben ausgehen soll, weissagen. So war es in der Zeit der Reformation, so auch in unserer Zeit. Größeres als in irgend einer Zeit ist gewirkt worden für und durch die Mission, sehen wir in unserer Zeit sich anbahnen, in Asien, Afrika und in der neuen ahnungsvollen Welt, welche auf den Inseln der Südsee sich zu entfalten beginnt.

Es kam die Anregung zu dem neuen großen Werk am Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Lande aus, welches, in die Mitte des Weltverkehrs gestellt, immer besonders dazu diente, nicht bloß die leiblichen Güter, sondern auch die ewigen Güter des gottverwandten Geistes in der Menschheit zu verbreiten. Es war die schöne Aufforderung, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts von den schottischen Predigern Bogue und Bennet ausging, daß Alle sich vereinigen sollten, ohne Rücksicht auf die Differenz zwischen Episkopalen, Presbyterianern, Independenten, Reformirten, Lutheranern, nur das Eine Werk der Verkündigung Christi unter den Heiden zu betreiben; daß das wahre Werk der Mission nicht den Zweck haben könne, irgend eine bessere Kirchenform, wie sie unter gewissen geschichtlich nationalen Bedingungen entstanden ist, ein bestimmtes Symbol, sondern nur das Eine Evangelium von Jesus Christus, welches auf gleiche Weise für alle Völker paßt, dieß unter alle Völker zu bringen. Möge die Mission ausgehen von einzelnen Kirchen oder von freien Vereinen, wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind, immer könne sie doch nur geschehen, als Organ der unsichtbaren Kirche im Dienste Christi, auf daß Christus in jedem Volke nach seiner Eigenthümlichkeit eine Gestalt gewinne. Damals nun ging unmittelbar von dieser Aufforderuug zwar nur Kleines aus; aber doch war Großes dadurch ausgesäet worden. Ein Mann, der ganz dazu geeignet war, der Sache der Mission zu dienen, der See-Kapitän Wilson, führte zuerst ein Schiff nach Tahiti; und davon ging ein Werk aus, das sich nachher auch über die übrigen Inseln der neuen Welt verbreiten konnte.

Für uns gab den Anschließungspunkt für diese große Sache die Zeit, aus welcher überhaupt die größten Anregungen für unsere Nation hervorgegangen sind, die Zeit des großen Umschwungs zu allem Guten, Edeln, wahrhaft Göttlichen, die Zeit der Begeisterung, welche von den Freiheitskriegen ausging. Damals, da man mit neuer Sehnsucht zum alten Gott sich zurückflüchtete, damals wurde auch von England aus der Saame der Mission unter uns ausgestreut.

Was nun insbesondere China betrifft, so hatte hier zwar die katholische Mission, nachdem sie durch die Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Dominikanern und die Auflösung des Jesuitenordens, durch die politischen Verhältnisse in Europa, einen großen Stoß erlitten hatte, doch im Verborgenen immer fortgewirkt. Aber im Anfange des 19ten Jahrhunderts brach eine neue heftige Verfolgung von Seiten der chinesischen Regierung aus, zum Theil in Folge des rigoristischen Eifers der Missionäre, und diese Verfolgungen erneuerten sich später noch öfter. Es waren hier Männer, welche Gut, Freiheit und Leben für die Sache des Evangeliums hingaben. Dann richteten die Missions- nnd Bibelgesellschaften ihre Aufmerksamkeit auch auf das ungeheure Reich. Besonders war es Dr. Morrison in Canton, der Außerordentliches geleistet hat. Es wurde die wenig zugängliche chinesische Sprache erlernt, die Bibel übersetzt, und da man nicht durch mündliche Verkündigung wirken konnte, suchte man zuerst durch Verbreitung von Bibeln und religiösen Schriften zu wirken. Wie die Vorsehung auch aus dem Schlechten Gutes zu wirken weiß, so war es eine Folge von jenem Kriege zwischen den Engländern und Chinesen, der zuerst veranlaßt wurde durch eine Gelegenheit, die der Christenheit nur zur Schmach gereichen konnte, daß von den Chinesen zuerst auch mehrere andere Plätze außer Canton eröffnet wurden. Es war die Wirkung der darauf gepflogenen Unterhandlungen, daß endlich zum ersten Mal Toleranz für das Christenthum bewilligt wurde. Und wir sehen nun Missionsstationen von Engländern und Amerikanern in verschiedenen Plätzen in China entstehen. Besonders scheint aber Gützlaff der Mann zu sein, der von der Vorsehung dazu bestimmt ist, dem Herrn den Weg zu bereiten in China, und Ihn einzuführen in die Herzen, wie keiner vor ihm.

Welches Interesse hat nun aber für uns die Mission in diesem ungeheuren Reiche? Zuerst ist es allerdings eben dieser ungeheure Umfang, indem dadurch dem Christenthum der Zugang zum dritten Theil der Bevölkerung der Erde gebahnt wird, und es ein ungeheurer Schritt ist für die Christianisirung unseres ganzen Planeten, wenn in China das Christenthum sollte Eingang gewinnen; sodann aber auch das eigenthümliche Interesse, welches die Beschaffenheit dieser Nation für die Christianisirung derselben darbietet. Wir finden hier ja eine Nation, in welcher seit Jahrhunderten sich ein großes Maaß von Bildung und Kultur erhalten hat, wo viele Künste und Gewerbe schon längst blühten, ehe sie in der europäischen Menschheit geahnt wurden. Und doch, weit ist das Volk mit aller seiner Bildung und Kultur hinter der wahren Aufgabe der Menschheit zurückgeblieben! Gerade an ihm lernen wir, was alle Bildung ist, wenn ihr der höchste geistige Zug fehlt. Wir erinnern uns gelesen zu haben in einem Werk eines Amerikaners, der eine sehr interessante Schilderung vom ganzen Leben des chinesischen Volkes herausgegeben hat, wie China in den Werken der Cultur schon so weit vorgeschritten war, während Europa noch von

der Finsterniß des Mittelalters bedeckt war. Wir erkennen hier die Befangenheit in der Beurtheilung des Katholicismus und des Mittelalters, wie wir sie bei einem gewissen puritanischen Standpunkt leicht finden. Was ist doch jene ganze starre Kultur der Chinesen gegen jene Tiefen und Höhen des Geistes, welche in jenem finster genannten Mittelalter sich aufgethan haben? Wie gern möchten wir, wenn wir die Wahl hätten, alle jene äußere Kultur hingeben für jene inneren Schätze! Was ist es nun, was dieser chinesischen Bildung fehlt? Es ist das höhere, ideale Element, die Beziehung zu Gott und dem Göttlichen, der Schwung des Geistes, die Sehnsucht nach der himmlischen Heimath. Es ist das Uebereinstimmende doch am Ende in allen verschiedenen Grundrichtungen in China — mögen wir an den ethischen Rationalismus des Kong-fu-tse denken, oder an die mystische Tao-Lehre des Lao-tseu, oder an die Religion, die aus einer gewissen Gestaltung des Buddhaismus gekommen ist von Indien her, die Religion des Fo — das Gemeinsame ist doch überall die Verkennung und Verläugnung des Uebernatürlichen, Göttlichen, daß der Geist in der Welt seine Heimath findet, ohne eine Sehnsucht, die darüber hinausgeht, daß im menschlichen Geiste nicht haben aufkommen können die Grundzüge des gottverwandten Wesens, das tiefe Gefühl des Bedürfnisses, der Sehnsucht. Der Mensch findet überall hier Befriedigung in einer gewissen Sittlichkeit, die nur in den niedern Sphären der Welt stehen bleibt. Wenn wir unter uns in der neuesten Zeit gegen das Christenthum haben auftreten sehen solche Richtungen, welche eben auch dahin gingen, alles Uebernatürliche, Göttliche zu verläugnen und den Geist in der Verweltlichung sein Ziel finden zu lassen, so finden wir im Anblick dieses ungeheuern Landes alles Dieses schrecklich verwirklicht, und wir sehen, wohin eine solche Bildung führt, die nur von diesem Princip ausgeht.

Ferner, wenn das Evangelium sich zuerst im Gegensatz gegen einen gesetzlichen Standpunkt darstellte, und die freie Schöpfung der Liebe erzeugte, wo das Behaupten gesetzlicher Knechtschaft allein vorwaltete, so wird sich diese Wirkung noch weit mehr zeigen, wenn das Christenthum in China größeren Eingang findet. Hier ist das eigentliche Land des äußeren Gesetzes, des Gesetzes nicht in seiner Höhe, wie es auf dem mosaischen Standpunkt erfaßt wurde, sondern des Gesetzes in seiner bloßen politischen Form. In China soll ja Alles durch Gesetz und äußere Dressur hervorgebracht werden, selbst die Sittlichkeit und Wissenschaft. Wenn es überhaupt den Standpunkt des Alterthums charakterisirt, daß Alles in die engen Gränzen des Staats eingeschlossen war, alle Bildung diesen Schranken unterworfen, und erst durch das Christenthum der Geist konnte emancipirt werden, so ist dieß im Kulminationspunkte bei den Chinesen der Fall. Alles geht von der Regierung aus; Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst ist Sache des Staates; der Kaiser veröffentlicht bei seiner Thronbesteigung einen sittlichen Kodex, und es zeigt uns der Zustand des chinesischen Volkes welche sittliche Entartung aus dieser Veräußerlichung und Knechtschaft aller jener höheren Richtungen und Interessen hervorgeht. Wenn nun die verschiedenen Völker

vor dem Christenthum in der Eigenthümlichkeit ihrer Bildung uns zeigen, wohin man ohne das Christenthum gelangt, wenn sie als Wahrzeichen für die Zukunft dastehen, so gilt dieß besonders von diesem ungeheuern Reiche. Ein Princip, das sich ja auch unter uns geltend macht, findet hier seine lebendige Darstellung. Nun vermöge dieses Zustandes wird die chinesische Mission auch besonders unser Interesse in Anspruch nehmen. Wie Paulus einen Macedonier in einer Vision erscheinen sah, so wird uns der Chinese entgegentreten mit seinem Hülferuf; denn wie kann es eine größere Erniedrigung geben, als bei diesem Fortschritt in der Kultur doch die Unterdrückung der Adels unseres gottverwandten Wesens?

Was nun die Erfordernisse für die Missionare betrifft, so sollte man hier Rücksicht nehmen auf die große Verschiedenheit der Bildungsstufen unter den Völkern. Es gibt ja allerdings manche Völker auf den niedrigsten Stufen der Entwicklung, wo wissenschaftliche Vorbildung dem Missionar weniger helfen kann, wo es nur bedarf der tüchtigen Bekanntschaft mit der Schrift, des reinen frommen Eifers und der praktischen Tüchtigkeit. In solchen Fällen mag es besser sein, gar keine wissenschaftliche Bildung, als eine halbe, welche dem Zweck der wissenschaftlichen Vorbildung doch nicht genügen kann, und welche mannigfache Vorurtheile mit sich führt, welche bei dem freien praktischen Geist des Laien nicht würden entstanden sein. In dieser Beziehung müssen wir besonders achten den richtigen Takt der Brüdergemeinde in ihrer anspruchlosen Wirksamkeit für die Mission. Es gibt nun aber andere Völker, welche eine große Geschichte haben, bei denen wir eine religiöse Entwicklung finden, welche durch ihre Vergangenheit bedingt ist, einen Grad der wissenschaftlichen Bildung, welcher mit einem eigenthümlichen Standpunkt der geistigen Entwicklung zusammenhängt. In Beziehung nun auf solche Völker wird es besonders für den Missionar wichtig sein, sich eine tüchtige wissenschaftliche Vorbereitung zu verschaffen *).

---

*) Hier brach Neander den Vortrag ab — die Glocke hatte geschlagen — um ihn in einer anderen Stunde fortzusetzen und namentlich über die Missionen in China noch eingehender zu sprechen.

Ueber die Betreibung weltlicher Geschäfte neben dem Predigtamt.

Daß die nordamerikanischen Freistaaten im Ganzen eines gesegneten christlichen Lebens sich erfreuen, ist eine Thatsache, welche von jedem christlich gesinnten Menschen, der den Zustand anderer Länder gesehen und empfunden hat, freudig zugestanden wird. Die Freigebigkeit der Besitzenden für wohlthätige Zwecke, der Einfluß der Religion auf die Gesetzgebung, besonders sichtbar in der Beaufsichtigung der Wirthshäuser, Verboten unsittlicher Vergnügen und Beförderung der Sabbathruhe, ja selbst der Schein von Frömmigkeit, den weltlicher gesinnte Männer anzunehmen für nöthig finden, wenn sie zu Macht und Ansehen gelangen wollen, dieß Alles legt ein unwidersprechliches Zeugniß zur Rechtfertigung jener Bemerkung ab. Diese Bewunderung und Dankbarkeit für einen solchen Zustand der Religion ist, wie schon vielen anderen in dieses Land verschlagenen Fremdlingen, so auch mir ein Trost gewesen für die Schmerzen, welche ich empfand, da ich mein Vaterland und die mir lieb gewordene Gemeinschaft unter Thränen und Seufzen verlassen mußte. Indessen darf doch ein solches Gefühl uns nicht blind machen gegen diejenigen, den hiesigen Kirchen eigenthümlichen Mängel, welche dem Deutschen um so greller in die Augen fallen, als sie in Deutschland, bei einer im Allgemeinen niedreren Stufe der Gottseligkeit, doch nicht in dem Maaße gefunden werden. Im Gegentheil scheint mir die wahre Dankbarkeit darin zu bestehen, daß man das vorhandene Gute zwar anerkennt, dem Mangelhaften aber durch vernünftige Besprechung abzuhelfen sucht.

Ich habe hier besonders die Gewohnheit im Auge, nach welcher, vorzüglich in Pennsylvanien, viele Prediger es nicht für Unrecht halten, neben dem geistlichen Beruf noch weltlichen Geschäften aller Art nachzugehen. Wir sehen sehr häufig, daß dieselben als Aerzte, Bauern, Landspeculanten, Fabrikanten u. dgl. einen großen Theil ihrer Zeit verwenden, obgleich man glauben sollte, daß bei der meist so großen Zahl ihrer Gemeinden dergleichen Erwerbsthätigkeit nicht nur überflüssig sei, sondern auch der gewissenhaften Erfüllung ihrer seelsorgerischen Pflichten wesentlichen Eintrag thue. Es ist mir nun zwar nicht unbekannt, daß über diesen Gegenstand schon vielfach mit Gründen und Gegengründen gestritten ist. Man hat von der einen Seite behauptet, daß bei der Betreibung derartiger Geschäfte eine kostbare Zeit verschwendet werde, welche zur Privat-Seelsorge, zum Konfirmanden-Unterricht und anderen leider noch immer zu sehr vernachlässigten Theilen des Pfarramts benutzt werden sollte. Man hat hinzugefügt, daß der Pfarrer durch eine zu enge Einmischung in das bürgerliche Leben, wie sie jede Erwerbsthätigkeit mit sich bringe, zu viel an der Achtung verliere, welche stets

dem nur mit geistlichen Angelegenheiten Beschäftigten folge; auch hat die Meinung derer viel für sich, welche befürchten, daß die Geschäftssorgen und Gedanken einen höheren Aufschwung der Seele verhindern und hemmen. Dergleichen äußere Gründe aber will ich in diesem Versuch bei Seite lassen, indem dagegen wieder andere Gegenbehauptungen aufgestellt werden können, welche nachweisen, wie durch lebendigen und thätigen Weltverkehr der Geistliche von einseitiger theologischer Grübelei, geistiger Selbstüberschätzung und anderem mönchischen Unwesen zurückgehalten werde. Eine solche philosophische Erwägung von dem Für und Wider scheint mehr für die Beurtheilung weltlicher Gegenstände zu passen und führt auch selten zu einer klaren Entscheidung. Ich gehe lieber auf die Zeugnisse der heil. Schrift zurück, welche verbunden mit der in der christlichen Kirchengeschichte ihnen zu Theil gewordenen weiteren Entwicklung und Auslegung uns eine vollständige Aufklärung über den vorliegenden Punkt geben.

Um zuerst von solchen Stellen zu reden, welche unmittelbar den genannten Gegenstand berühren, so finden wir deren eine genügende Zahl, welche verordnen, daß ein Verkündiger des Evangeliums seinen Lebensunterhalt aus eben diesem Amte ziehen soll. Wir sehen aus den Ermahnungen, welche Christus den 12 und später den 70 Jüngern bei ihrer Aussendung zur Verkündigung des Himmelreichs gibt, daß Er will, sie sollten sich von allen Sorgen um den Lebensunterhalt fern halten, und denselben als Belohnung ihrer geleisteten Dienste, als von selbst kommend, erwarten. Was Christum selber anbetrifft, so lebte Er entweder von den Gaben, welche Maria Magdalena, Salome und A. wahrscheinlich in die gemeinsame Kasse schenkten (Marc. 15: 41.) oder von seinem mütterlichen Erbtheil, welches nicht unbedeutend gewesen sein kann, da Maria nur deßhalb die Censusreise nach Bethlehem unternahm — denn Weiber, welche nicht Erbinnen waren, hatten nicht nöthig, bei der Zählung sich aufschreiben zu lassen. Wie dem auch sei, wir wissen bestimmt, daß weder Er noch seine Jünger, als solche, für den Lebensunterhalt arbeiteten. Auch ist die Stelle 1 Kor. 9: 5. von Wichtigkeit, indem darin gesagt wird, daß Petrus und „des Herrn Brüder" mit ihrer Familie sich durch die christlichen Gemeinden unterhalten ließen. Dieß wird ferner noch weiter begründet ebendas. V. 9—11., wo es heißt, es sei nicht für das Vieh geschrieben, daß man dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden soll, sondern für die Verkündiger des Evangeliums, welchen ein Antheil gebühre an der Frucht der allgemeinen Arbeit. Selbst die, von Vielen gegen die eben ausgesprochene Ansicht gebrauchte Stelle, wo Paulus sagt, daß er bei den Korinthern sich sein eigenes Brot durch Handarbeit erworben, kann nicht zum Zeugniß gegen uns gebraucht werden, denn Paulus hebt diese Handlungsweise ausdrücklich als etwas besonders Rühmliches und Außerordentliches hervor, welches geschehen sei, um dem Herrn desto mehr Kinder zu gewinnen (1 Kor. 9: 19.), oder um Verläumdern jede Gelegenheit des Anstoßes abzuschneiden (2 Kor. 11: 12.). Auch heißt es ja ibid. V. 8., daß Paulus das ihm Mangelnde von anderen Kirchen genommen habe. Und es

ist wohl gewiß, daß er nicht so gearbeitet hätte, wenn nicht ein Theil der Gemeinden saumselig in den Beiträgen zur Unterstützung der Apostel gewesen wäre, wie dieß aus Phil. 4: 15. hervorgeht. Wir dürfen es also als gewiß ansehen, daß die Lehre des N. T.'s über diesen Punkt die sei, daß die, welche das Wort Gottes predigen, von demselben leben sollen (1 Kor. 9: 14.).

Diese Lehre findet sich auch in dem zeitlichen Entwicklungsgang der christlichen Kirche in der Art bestätigt, daß wie verschieden auch die darin enthaltene Grundwahrheit auf Einzelheiten angewendet worden ist, doch der Kern stets derselbe bleibt, daß nämlich der Geistliche von irdischen Sorgen möglichst fern zu halten sei. In allen den mannigfaltigen Einrichtungen in Betreff des Kirchenregiments und der Gemeindeleitung, welche in den verschiedenen Kirchen und Zeitaltern angestellt worden sind, bleibt doch immer jener Grundsatz unangetastet. Zuerst sehen wir in der apostolischen Kirche oder im Zeitalter der Verfolgung diese Lehre, wie alle anderen ohne wesentliche Abweichung nach irgend einer Seite hin, dargestellt. Wir haben alle Ursache zu glauben, daß die Religionslehrer und Hirten jener Zeit weder in Ueberfluß schwelgten, noch Nothdurft litten, daß sie die Welt mit ihren Versuchungen weder aufsuchten, noch sich denselben allzu egoistisch ganz entzogen, und daß sie ihr Amt weder zur Erwerbung von Reichthümern mißbrauchten, noch durch Einmischung in den Erwerb Anderer entwürdigten oder verunreinigten. Und daß dieses Verhalten der Geistlichen im Allgemeinen während der ganzen Verfolgungsperiode anhielt, dazu gibt uns ein Beschluß der africanischen Synode unter Cyprian (um 250) einen beachtenswerthen Beleg, welcher gebietet, daß kein Geistlicher Testamentsvollstrecker oder Vormund werden dürfe. Diese Verordnung, obgleich nur auf einen scheinbar geringfügigen Gegenstand gerichtet, läßt uns doch einen Blick auf den Geist damaliger Zeit werfen, der wohl keiner weitern Auslegung bedarf.

Sobald aber die Kirche aus der Verfolgungszeit heraustritt in's wirkliche Leben der Welt, wo sie natürlich ihre kirchliche, unter der äußeren Bedrängung wie in einer Schule bewahrte Unschuld verlieren muß, um unter mancherlei Irrungen erst nach und nach wieder sich herzustellen und zu reinigen, so darf es uns auch nicht verwundern, daß die reine Lehre über den Standpunkt der Geistlichkeit bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin übertrieben und dadurch verdorben wird. So sehen wir denn, daß zuerst die katholische Kirche in die mönchischen und hierarchischen Ausschweifungen verfällt, in welchen die Geistlichen sich theils im Dunkel der Klöster verbergen, theils durch Entsagungen aller Art einen Schein größerer Heiligkeit erstreben, welcher dann zur Erwerbung und Erhaltung von Macht und Reichthum mißbraucht wird. Sie ziehen eine dichte Scheidewand zwischen den Laien und dem Klerus, und umgeben das Predigtamt mit einem solchen Nimbus der Gerechtigkeit und Weisheit, wie sie unter Menschen nicht gefunden wird. Auf der andern Seite sehen wir, daß die Protestanten, besonders in der Zeit der Reformation, das Predigtamt in die Hände von Handwerkern (?) und Gelehrten geben, welche dasselbe aller geistlichen

Gewalt entkleiden, es zum Theil als bloßes Lehr- und Kanzelamt betrachten, und als Nebengeschäft betreiben. Ja wir müssen sogar wahrnehmen, daß sie wichtige Theile desselben in die Hände der weltlichen Obrigkeit liefern, andere nicht minder bedeutsame gänzlich vernachlässigen und umkommen lassen. Aber unter allen diesen Verirrungen hat sich doch niemals eine gefunden, welche den Geistlichen in die Reihe der arbeitenden und erwerbenden Klasse zurückgeworfen und es zur stehenden Gewohnheit gemacht hätte, daß derselbe bedeutendere weltliche Geschäfte betrieben. Im Gegentheil bildet es einen Punkt der inneren Gemeinschaft unter allen diesen Abweichungen und Verschiedenheiten, daß der Pfarrer auf sein Amt, als das Mittel zur Ernährung angewiesen sei. Wie wichtig muß also diese Lehre sein? wie nahe muß sie dem Centrum und dem Kern des Christenthums stehen?

Indessen wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, daß die bis jetzt aufgeführten Autoritäten und Parallelen eigentlich nur die äußere Oberfläche oder den Wortlaut unseres Gegenstandes berühren. Wir wissen aber alle, daß, um das Christenthum vollständig zu ergreifen, nicht so sehr die äußeren Vorschriften desselben zu beachten sind, sondern daß es nothwendig ist, deren inneren Grund und Zusammenhang zu erfassen. Und wenn wir im Neuen Testament nach dem Grunde der Vorschrift forschen, daß ein Geistlicher sich von dem weltlichen Treiben möglichst fern halten soll, so finden wir diesen darin, daß er nach einem höheren Grade der Sittlichkeit, oder um mich mehr kirchlich auszudrücken, der Heiligung trachten müsse. Dieser höhere Grad ist für den in Weltgeschäften und Sorgen Befangenen nicht möglich, indem jeder Erwerb und Gewinn mit Verletzung der Liebe verbunden ist. Solches Verlangen an die Verkündiger des Wortes wird im N. T. oft gestellt. Besonders deutlich tritt es hervor, Matth. 5: 11—16. Von den meisten Commentatoren wird behauptet, daß Christus diese Stelle nicht sowohl an das Volk, als an seine besonderen Jünger richte. Er verlangt hier von ihnen, sie sollten wie ein befruchtendes Salz und wie ein weithinscheinendes Licht, fruchtbarer und leuchtender als der Rest an allen guten Werken sein, damit alles Volk dieselben erkenne und bewundere. Ebenso werden wir jetzt auch die, Matth. 10: 9. und Parallelen von Jesu bei der Aussendung der Evangelisten ausgesprochenen Gebete dahin deuten müssen, daß ihnen die Idee zu Grunde liegt, den Jüngern einen höheren und reineren sittlichen Standpunkt zu ermöglichen, als andern Leuten zugänglich ist. Auch auf 1 Kor. 9. müssen wir nun noch einmal zurückgehen. Paulus spricht hier von dem Streben nach der Heiligung und vergleicht dasselbe (V. 24. 25.) mit einem Wettrennen, in welchem jeder streben müsse, weiter zu gelangen als die Uebrigen, er fährt dann (V. 26 27.) fort, daß er vor allen darnach strebe, darin der erste zu sein, indem er dieß als für einen Apostel nothwendig betrachte. Und was Paulus sich selbst schuldig zu sein glaubte, das forderte er auch (1 Timoth. 3.) von allen Bischöfen und Diakonen, denn, wenn man die dort gegebenen Ermahnungen nur als gewöhnliche allgemeine Sittenregeln auffassen

wollte, so wäre für Paulus kein Grund vorhanden gewesen, sie für die Kirchenbeamten zu urgiren, wir müssen sie folglich als die Beschreibung eines verhältnißmäßig in der Heiligung weiter voranstehenden Zustandes betrachten, woraus sich dann wieder der Sinn ergibt: Lehrer und Lenker der Gemeinden sollen solche sein, die ihre Mitbürger an Moralität übertreffen.

Zur weiteren Begründung dieser Idee sei es mir erlaubt, auf die Kirchengeschichte kurz zu verweisen. Nicht daß wir keine Gemeinden oder keine Autoritäten fänden, die dem inneren moralischen Werth keine Aufmerksamkeit geschenkt, noch eine besondere Heiligkeit von ihnen verlangt hätten! Im Gegentheil hat es von Paulus von Samosate bis auf die kriegerischen Bischöfe und Päpste des Mittelalters, und von ihnen bis auf unsere Tage niemals an Männern gefehlt, die das Kirchengewand mehr zur bedeckenden Hülle für ihre sinnlichen Leidenschaften, als zu einem Schild gegen deren Versuchungen benutzt haben. Aber wenn wir die Kirchengeschichte zur Belegung von theologischen Ansichten zu Hülfe rufen, so darf unsere Methode nicht die sein, daß wir die gangbarsten Meinungen als die besten adoptiren, oder daß wir bei den Kirchenversammlungen die Stimmen für und wider zählen. Diese Methode würde sicher zu Widersprüchen aller Art führen. Der Weg, der sicher das Ziel erreicht, ist der, daß wir die großen, sich durch die ganze Entwicklung der Kirchengeschichte ziehenden Gegensätze aufsuchen, und dann die Punkte der Uebereinstimmung, welche den entgegengesetzten Parteien gemeinsam sind, aufsuchen und festhalten. Denn es kann kein Widerspruch Statt finden, wo nicht in der Hauptsache eine Uebereinstimmung ist, und diese tiefere Wahrheit, welche den großen streitenden Parteien als gemeinsame Grundlage dient, wenn sie einmal aufgefunden und richtig bestimmt ist, wird immer als ein fester und zuverlässiger Grundsatz empfunden werden. Betrachten wir nun nach diesem Grundsatz die Geschichte der christlichen Kirche, so finden wir, daß, wenn eine Frage über Moral und Ethik aufgeworfen wird, sich die streitenden Parteien unter die folgenden zwei Gesichtspunkte unterordnen. Vom ersten Gesichtspunkt aus wird hervorgehoben, daß der christliche Geist unendlich mächtiger als das Fleisch sei, und daß deßhalb ein Jeder aus dieser Religion die Kraft empfange, seine irdischen Schwächen abzuwerfen und zu unterdrücken. Der zweite Standpunkt betrachtet die Besiegung des Fleisches selbst für den Christen als unmöglich, und baut deßhalb mehr auf die vergebende und versöhnende Kraft des Christenthums. Unter den Vertretern der ersten Partei finden wir meist willensfeste aber ascetische finstere Männer, wie Origenes, den freiwilligen Eunuchen mit dem diamantenen Fleiß, Tertullian, den Montanisten, der durch Entbehrungen aller Art ein höheres geistiges Schauen zu erlangen strebte, die Novatianer, die jeden Gefallenen als der kirchlichen Gemeinschaft unwerth erachteten, den selbstgerechten Pelagius und seine Nachfolger. In der entgegengesetzten Partei treten besonders die, starken Leidenschaften unterworfenen Männer hervor, wie Augustinus, der zuerst als Manichäer das böse Princip — für uns das

Fleisch — als dem guten, geistigen gleichgeordnet ansah, und obgleich er später von diesem Extrem zurückkam, doch stets die Macht des Fleisches und die Schwäche des guten Princips sehr hoch anschlug, wie dieß schon aus seiner Gnadentheorie erhellt. Ferner Luther, der Sohn so vieler Stunden innerer Zerknirschung und Verzweiflung, und in unseren Tagen Krummacher, dessen Furcht vor dem Fleisch oder dem bösen Princip so weit geht, daß er die Personificirung desselben überall sieht, welches uns auch von Luther bekannt ist, man lese z. B. nur eine gewisse Predigt Krummachers über ein in Belgien vorgekommenes Eisenbahnunglück, wo er die Dampflocomotive als den Teufel betrachtet, der die Menschen zum Verderben dahinreiße. Die Verschiedenheit dieser beiden Theorien können wir am besten zusammenfassen in den Worten: Die Einen verachten das Fleisch, die Anderen fürchten es.

Forschen wir nun aber dem oben angeführten Plane gemäß nach der, dieser Meinungsverschiedenheit gemeinsamen Urwahrheit, von welcher solche Gegensätze ausgehen, wie Zweige von einem gemeinsamen Stamme, so werden wir diese darin finden, daß das Christenthum eine Losmachung des Geistes von dem Fleisch, oder mit anderen Worten, eine Entfernung davon verlange. Diese Entfernung erstreben nicht nur diejenigen, welche das Fleisch verachten, sondern auch diejenigen, welche es fürchten. In welcher Art und bis zu welchen Grenzen die Entfernung zu vollziehen sei, darüber an diesem Ort zu streiten, ist unnöthig, es genügt für jetzt einen allgemeinen ethischen Grundsatz gefunden zu haben, der die beiden größten Gegensätze innerlich verbindet, und deßhalb mit Recht eine unbestrittene Annahme erwarten darf. Denn was die Hauptparteien gemeinschaftlich anerkennen, und ich halte es für hinreichend klar, daß weder die eine noch die andere jener angeführten Parteien mit diesem letzten Satze im Widerspruch stehen, und was als Fundament beiden Systemen zu Grunde liegt, das bedarf als Grundsatz keines weiteren Beweises.

Wir dürfen demnach diese Wahrheit, daß das Wesen der sittlichen Erhebung in der Entfernung vom Fleisch bestehe, anwenden zur Erklärung der aus den angeführten Stellen des N. T.'s gezogenen Forderung des Christenthums, welche dahin lautet, daß der Geistliche einen höheren sittlichen Standpunkt behaupten müsse, als der Laie. Dieser höhere Grad der Heiligung wird gemäß jenem Grundsatz in einer weiteren Entfernung von dem Erdenthume bestehen, und die Forderung an den Geistlichen wird also unausweichlich dahin lauten, daß derselbe suchen müsse, sich von dem leiblichen und weltlichen Wesen weiter zu entfernen, als der Laie es kann.

Ich kann es nun vertrauensvoll dem Leser überlassen, zu beurtheilen, wie der Weg, den so viele Geistliche, besonders in Pennsylvanien, immer noch einschlagen, mit solcher göttlichen Vorschrift übereinstimme. Mögen sie selber richten, ob dieß den Geist von irdischen Dingen weiter abwenden heißt, ohne Noth weltlichem Gewinne und Erwerbe nachzugehen, ob das heißt, seine Zeit und Gedanken mit Berechnung irdischer Vortheile ausfüllen, ob das heißt, in alle die

kleinen Hintergehungen und Intriguen der Concurrenz eingehen, ohne welche auf dieser Welt bis jetzt kein Geschäft vortheilhaft geführt werden kann? Mögen sie, die doch als Seelsorger wohl wissen sollten, wie schwach die fast erlöschende Lampe der Liebe in den meisten Christen leuchtet und wie nahe dem Zerknicken das unter jedem Wind schwankende Rohr ist, welches unser Vertrauen in die göttliche Vorsehung darstellt, mögen sie urtheilen, ob es recht ist, diesen glimmenden Docht und dieß brechende Schilf unnöthig den Stürmen des weltlichen Lebens auszusetzen, die es gewiß treffen werden, wenn der Mensch, ihr Träger, sich in das Treiben der Welt zu sehr einmischt. Mögen sie auch richten, ob diejenigen es ernstlich meinen mit dem Wettkampf gegen das Reich des Fleisches, den Paulus uns 1 Kor. 9: 27. so dringend anempfiehlt, welche, obgleich das Feld zur Erndte reif und der Arbeit in allen Gemeinden kein Ende ist, es vorziehen, die kostbare Zeit zur Erwerbung elender Reichthümer zu vergeuden?

Und dann wird es sie auch nicht wundern, daß die strafenden Folgen solcher Irrung nicht ausbleiben. Es darf sie nicht wundern, daß die irdische Sorge sich wie ein bleiernes Gewicht ihrem Geiste anhängt, und ihn herunterzieht, so daß er sich nicht aufschwingen kann zum erhabenen reinen Himmel der Andacht und Erbauung. Nicht wundern darf es sie, daß ihr Handel und Gewerb sich wie eine trübe dunkle Wolke zwischen sie und ihre Heerde lagert, so daß die Schaafe die leitende Stimme des Hirten nicht mehr vernehmen, noch befolgen, und der Pfarrer, statt sie zu lenken, ihren willkührlichen Bewegungen zu folgen gezwungen ist, um sie nur nicht zu verlieren. Umsonst, umsonst strebt ihr einen neuen lebendigen Geist der Erweckung heraufzubeschwören, umsonst seufzt ihr nach Erlösung aus dem Drucke des Kirchenschlafes, umsonst stemmt ihr euch mit aller Kraft, die sinkenden Stützen der Kirchenzucht wieder aufzurichten. Solche Kraft und Fähigkeit ist nur denen gegeben, die ganz Verkündiger des Evangeliums sind. *)

J. H. Rütenik.

Lower Saucon, Pa.

---

*) Wir sehen uns veranlaßt zu bemerken, daß wir mit der Art der Ausführung dieses Aufsatzes des uns persönlich unbekannten Correspondenten im Einzelnen nicht ganz einverstanden sind.

D. Red.

Unterhalt der Geistlichen in der apostolischen Kirche.

Was den Unterhalt der Kirchen- und Gemeinde-Beamten betrifft, so hatte schon der Herr Selbst mit Bezug auf sie den Grundsatz ausgesprochen: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth“ (Matth. 10: 11. Luk. 10: 7 f. vgl. 3 Mos. 19: 13. 5 Mos. 24: 14.), zuvor aber davor gewarnt, aus dem Predigtamte ein gewöhnliches Gewerbe zu machen (Matth. 10: 8 f.); denn Uneigennützigkeit ist eine der unentbehrlichsten und schönsten Zierden dessen, der die freie und unverdiente Gnade Gottes verkündigt und die Menschen ermahnt, vor Allem nach den ewigen Gütern des Himmelreichs zu trachten. Denselben Grundsatz spricht Paulus aus und erläutert ihn durch mehrere passende Gleichnisse: der Krieger bezieht seinen Sold, der Weingärtner erntet die Frucht, der Hirte lebt von der Milch der Heerde; so hat auch der Diener Christi, dessen Amt häufig unter diesen Bildern dargestellt wird, einen gerechten Anspruch auf die Unterstützung der Gemeinde (1 Kor. 9: 6—10.), zumal da die leibliche Gabe doch nur eine geringe Vergeltung für die ihr dargereichten geistigen und ewigen Güter ist (V. 11.). „Wisset ihr nicht,“ so schärft er seinen Lesern noch von einer anderen Seite diese sonnenklare, aber häufig vernachlässigte Pflicht ein, „daß die da opfern, essen von dem Opfer? und die des Altars pflegen, genießen des Altars? Also hat auch der Herr befohlen, daß die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelium ernähren“ (V. 13 f.). Wenn er an Timotheus 1 Br. 5: 17. schreibt: „Die Aeltesten, die wohl vorstehen, sind doppelter Ehre werth,“ so ist damit die Besoldung jedenfalls eingeschlossen,*) wie der unmittelbar folgende Vers zeigt, wo er den obigen Ausspruch Christi und das, zunächst Milde gegen die Thiere einschärfende mosaische Gebot (5 Mos. 25: 4.) anführt: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden,“ d. h. in dieser Anwendung, erweise dich dankbar gegen die, deren schwere Arbeit du genießest. Nach der gewöhnlichen Auslegung enthält auch Gal. 6: 6.: „Es habe aber Gemeinschaft (lasse Theil nehmen) der im Worte Unterrichtete mit dem Unterrichtenden in allen Gütern,“ eine Aufforderung zur Freigebigkeit gegen die Lehrer des Evangeliums.—Ebenso warnt aber auch andererseits derselbe Apostel die Prediger ernstlich vor Gewinnsucht und Geiz, der ihnen besonders übel ansteht und ihren moralischen Einfluß fast

*) Manche Ausleger beziehen τιμῆς hier bloß auf die Besoldung und übersetzen: Belohnung.

gänzlich vernichtet, und ermahnt sie zur Genügsamkeit, Gastfreundschaft und Uneigennützigkeit (Tit. 1: 11. 1 Tim. 3: 3 f. 6: 6—10. Apg. 20: 34 f.). Er selbst stellte in seinem Leben ein erhabenes Muster der Uneigennützigkeit dar, indem er sich meist durch sein Handwerk, die Zeltbereitung, oft Tag und Nacht arbeitend, seinen Unterhalt erwarb, um den Gemeinden, die wohl meist aus Unbemittelten bestanden, nicht beschwerlich zu fallen, dem Evangelium desto leichteren Eingang zu verschaffen und den judaistischen Gegnern, die seine Motive anschwärzten, das Maul zu stopfen (1 Thess. 2: 5—10. 2 Thess. 3: 7—9. 1 Kor. 9: 12. 15. 2 Kor. 11: 7—10., 12: 14—18. Apg. 18: 3., 20: 34 f.). Paulus konnte ohne Uebertreibung sagen, daß er in der Kraft Christi, Der ihn mächtig mache, — Alles vermöge, niedrig zu sein und hoch zu sein, satt zu sein und zu hungern, übrig zu haben und Mangel zu leiden (Phil. 4: 11—13.). Doch machte er mit der Gemeinde von Philippi, zu welcher er in einem besonders vertrauten Freundschaftsverhältniß stand, eine Ausnahme und empfing von ihr zuweilen freiwillige Geschenke (Phil. 4: 16. 2 Kor. 11: 8.). Denn wenn auch seiner Hände Arbeit zur Bestreitung seiner Aufenthaltskosten hinreichen mochte, so doch wohl nicht für seine vielen und weiten Reisen, auf denen er gewöhnlich mehrere, einmal sogar sieben Gehülfen (Apg. 20: 3. 4.) um sich hatte. Bedenkt man diese zahlreichen und beschwerlichen Reisen der Apostel und ihrer Delegaten, die wohl alle mit Petrus sagen konnten: „Silber und Gold habe ich nicht" (Apg. 3: 6.), zur Ausbreitung des Evangeliums und zur Aufrechthaltung und Beförderung der Einheit zwischen den Gemeinden im Orient und Occident, und nimmt man dazu den großen Eifer, womit z. B. die makedonischen Christen trotz ihrer Armuth für ihre nothleidenden Brüder in Palästina beisteuerten: so wird man sich eine hohe Vorstellung von der Freigebigkeit und aufopfernden Liebe dieser apostolischen Gemeinden machen müssen.

An eine regelmäßige und fixe Besoldung der Geistlichen ist in dieser Periode sicherlich nicht zu denken. Viele mögen, ähnlich wie Paulus und in Uebereinstimmung mit der Sitte der Rabbinen, neben ihrem Berufe auch noch ihr früheres Gewerbe fortgesetzt und sich damit ihren Unterhalt ganz oder theilweise erworben haben. Jedenfalls begnügten sich diejenigen, welche vom rechten Geiste beseelt waren, mit dem Nothwendigsten. So lange das Christenthum noch nicht vom Staate anerkannt war, besaßen die Kirchen als solche keine Güter. Manche Christen, besonders aus den Juden, mochten der alten Sitte der Entrichtung des Zehnten (decimae) und der Erstlinge (primitiae) treu bleiben. Aber ein Gesetz darüber gab es noch nicht.*) Alle Beiträge für kirchliche und wohlthätige

*) Erst seit dem sechsten Jahrh. kommen gesetzliche Verordnungen der Kirche über die Abgabe des Zehnten vor. Aber schon viel früher war Irenäus

Zwecke waren freiwillige Gaben und nach Vermögen und Bedürfniß regulirt. So lesen wir Apg. 11: 29. aus Veranlassung der palästinensischen Hungersnoth: „Unter den Jüngern (zu Antiochia) beschloß ein jeglicher, nachdem er vermochte, zu senden eine Handreichung den Brüdern, die in Judäa wohnten.“ Ebenso verhält es sich mit der späteren Collecte für die armen Gemeinden in Palästina, Röm. 15: 26. 1 Kor. 16: 1 ff., und mit der Besoldung der Prediger des Evangeliums wird man wohl ähnlich verfahren sein.*) Gewiß ist auch das Freiwilligkeitssystem, wo es wirklich diesen Namen verdient, (— denn viele unserer sogenannten freiwilligen Gaben sind im Grunde sehr unfreiwillig und gehen weit mehr aus eigennützigen Motiven, als aus reiner Liebe zu Gott und zur Kirche hervor —) dem Geiste des Evangeliums am meisten entsprechend und für die Interessen des Reiches Gottes am förderlichsten, indem es eine Masse individueller Thätigkeit und persönlicher Theilnahme an kirchlichen Angelegenheiten weckt, während die Besoldung der Geistlichen durch den Staat leicht dazu führt, die Kirche zu einer Gesetzesanstalt, die Geistlichen zu bloßen Staatsdienern zu machen, die allseitige Entfaltung der Tugend der Freigebigkeit zu hemmen und den Werth des Evangeliums in den Augen der Leute herabzusetzen.

Wo aber die Kirche für ihren Unterhalt so ganz auf die freie Liebe und Dankbarkeit ihrer Glieder angewiesen ist, wie in den ersten drei Jahrhunderten, da muß sie, wenn ihre wohlthätigen Operationen nicht in's Stocken gerathen sollen, um so mehr ein gewisses System, eine Methode im Geben empfehlen, wodurch sich jeder selbst ein seinen Mitteln und Einkünften entsprechendes Gesetz auferlegt. In dieser Hinsicht verdient die einfache und doch höchst zweckmäßige Anordnung des Paulus, die er hinsichtlich der Armensteuer in den galatischen und griechischen Gemeinden traf und die wir vielleicht später ausführlicher betrachten werden, die aufmerksamste Erwägung, nämlich, daß ein jeder für sich an jedem ersten Wochentage, dem heiligen Tage der Christen (vgl. Apg. 20: 7. Apok. 1: 10.), einen Theil seines Erwerbes †)

(adv. haer. IV, 8. 13. 18. ꝛc.) der Meinung, die Christen sollten ebenfalls den Zehnten entrichten, um den Juden an Freigebigkeit und Frömmigkeit nicht nachzustehen. Ebenso Chrysostomus, Gregor v. Nazianz, Hilarius, Augustinus und andere Kirchenväter. S. Augusti, Handbuch der christl. Archäol. I. S. 314.

*) Diese Freiwilligkeit hebt noch Tertullian hervor, wenn er von seiner Zeit spricht: nemo compellitur, sed sponte confert (Apolog. c. 39.).

†) ὅ, τι εὐοδῶται, was ihm glücklich geht, was er durch glücklichen Erwerb gewonnen hat, oder so weit es die Vermögensumstände eines jeden gestatten, vgl. Röm. 1: 10. Apg. 11: 29.: καθὼς ἠυπορεῖτό τις, 2 Kor. 8: 12: καθὸ ἐὰν ἔχῃ.

zurücklege, also einen eigenen Schatz für den Herrn nach bestem Vermögen und Gewissen halten solle, 1 Kor. 16: 1. 2.*)

Correspondenz aus Deutschland.

(Der deutsche Kirchentag zu Stuttgart.)

Mein theurer Freund,

Ganz unerwartet finde ich eine Gelegenheit, ein Wort an Sie zu richten, und Stuttgart läßt mir, obwohl heut der Tag der Abreise, noch ein Viertelstündchen der in Halle kaum zu erschwingenden Muße. Da Ihnen nun am liebsten Nachrichten aus deutscher Kirche, so sage ich ein Wort über eine Erscheinung, wie wir sie in der That noch gar nicht erlebt haben und in der That erst erleben konnten, seitdem für unsere Kirche das amerikanische Motto wenigstens einigermaaßen gilt: „Help yourself!" Ich meine den Kirchentag, den wir erlebt haben. Was die nächsten beabsichtigten Zwecke desselben betrifft, so wissen Sie, daß dieselben darauf gehen, eine „evangelical alliance" der verschiedenen deutschen Kirchen zu bilden. Diese Absicht habe ich von vorne herein für vorzeitig angesehen. Die verschiedenen Landeskirchen können sich nicht verbinden, denn das Kirchenregiment soll in allen sich neu gestalten. Es fehlen also die Organe. Die lebendigen Individuen waren schon vorher einig, mit alleiniger Ausnahme der streng Alt-Lutherischen, und diese verschmähen jede Verbündung, weil sie die Absicht einer Verbindung, Union, argwöhnen. Aber es hat sich die Sache der inneren Mission daran angeschlossen, und dieß gibt dem Kirchentag seine Wichtigkeit. An dieser will auch eine, wenngleich kleine Anzahl der streng Lutherischen Antheil nehmen, die große Mehrzahl erklärt, daß es keine Gemeinschaft von Christen werken gebe, so lange keine Gemeinschaft des Glaubens, unter welchem sie dann freilich nicht den Christenglauben meinen können, sondern den an die 6 lutherischen Symbole in allen Punkten. Allein noch bleiben außer ihnen genug evangelische Christen übrig, welche freier denken und brüderlicher. Und in Stuttgart haben wir nun eine Versammlung gesehen von 2,000 auswärtigen Christen, die Stuttgarter selbst ungerechnet, und einen Geist der Andacht, der Brüderlichkeit, der Aller Herzen im Innersten erquickt hat. Alle diejenigen Gegenstände, welche englischen und amerikanischen Christen längst am Herzen lagen, sind hier zu Herzen genommen worden, in Deutschland zum ersten Mal in solcher Ausdehnung, Sonntagsfeier, Gesellen-, und Armenwesen, Eisenbahnarbeiter ꝛc. Befruchtende Keime sind ausgetragen worden

*) Dazu macht der ehrwürdige Bengel die gute Bemerkung: Consilium facile. Semel, non tam multum datur. Si quis singulis diebus dominicis aliquid seorsum posuit, plus collectum fuit, quam quis semel dedisset.

in alle Lande, und der leider so unbrüderlichen lutherischen Brüderschaft wird ein imponirender Eindruck gegeben werden, der schließlich vielleicht auch sie nöthigt, wenn auch zunächst nur auf eigene Hand, der erstorbenen Christenheit sich anzunehmen, während sie sich selbst leider zu einseitig mit Dogmatik und Kirchenverfassung abgeben. Uebrigens bahnt sich auf eine an sich freilich betrübende Weise unter diesen Lutheranern selbst eine Annäherung an die Freiern an. Wie die Kirchengeschichte oftmals zeigt, so übertreibt sich die Engherzigkeit so, daß mildere Fractionen entstehen, welche gegen extremes Lutherthum streiten. In Preußen bildet sich eine große Fraction, welche noch mit dem allgemeinen Kirchenregiment in einigem Zusammenhange und zu Unirten und Reformirten im Verhältniß der Conföderation stehen will — an ihrer Spitze der ehemalige Präsident Göschel. Gegen diese predigen und eiferen die separirt Lutherischen als gegen Esausbrüder. In Nürnberg auf der letzten Missionsversammlung trug die strengste Fraction darauf an, es für Sünde zu erklären, auch nur als Vermittler Gaben nach Basel zu befördern. Dagegen ist die Erlanger Facultät aufgetreten. Ja einige der strengsten unter den Bayerschen reisen selbst nach Schlesien zu den separirten Lutheranern, um dort das Abendmahl zu genießen.

Ein Regen und Bewegen ist nun überhaupt, seit 1848, auf kirchlichem Gebiete, nachdem die äußere gouvernamentale Zucht gefallen, erwacht, daß ich sogar Hengstenberg das merkwürdige Wort aussprechen hörte: „Ich muß doch sagen, ich wünschte nicht, daß die Revolution mit ihren Gräueln nicht stattgefunden hätte!" So sage ich nun allerdings nicht. Ich habe den Glauben, daß unser Volk dadurch bis in's Innerste vergiftet und daß die Reste des traditionellen Christenthums dadurch bei Hunderttausenden völlig vernichtet worden, daß dagegen eine allmählige Entwicklung, wie sie bereits im Gange war, diese Reste erhalten und belebt und im Ganzen doch dem gewünschten Ziele zugeführt haben würde. Wir wissen indeß jedenfalls, wie göttlicher Weisheit auch die Orkane zum Mittel ihrer Zwecke dienen müssen, und so auch der geistige Sturm, der uns betroffen.

Aufrichtigen Dank Ihrer liebenden Fürsorge für H..... und ihm theilnehmende Grüße und Dank für seinen Brief. Mit mir grüßt von Herzen meine Frau und Schwiegermutter aus der Ferne.

Ihr treuverbundener A. Tholuck.

Stuttgart den 21sten Sept. 1850.

Die bischöfliche Kirche in Schottland.

(Correspondenz von Dr. L. Bacon, übersetzt aus dem „Independent," No. 106.)

Die schottische Episkopalkirche — wie wir sie der Convenienz halber benennen wollen, um anzudeuten, daß es auch eine andere etablirte, nicht episkopale Kirche in Schottland gibt — ist, im Vergleiche mit ihrem bedrängten Zustande in früheren Zeiten gegenwärtig in einer sehr günstigen Lage. Zur Zeit der Reformation, — unter der rauhen Behandlung eines John Knox und seiner Glaubensgenossen,

— von denen einige für das Evangelium eiferten, andere abee gerne die Kirchenländer in Besitz nehmen wollten — war die schottische Episkopalkirche sehr tief heruntergekommen, sogar ihre Existenz war zweifelhaft. König Karl I. unternahm, geleitet von seinem unglückesschwangeren Günstlinge Laud, die Wiederherstellung derselben und zwar mit dem ganzen Pomp des anglikanischen Cultus und Prälatenwesens; aber schon bei'm ersten Verlesen der Liturgie — welche von London aus allen schottischen Kirchen zum Gebrauch zugeschickt wurde — schleuderte Janet Geddes, voll Indignation und Wuth, in der St. Giles Kathedrale dem das Amt verrichtenden Priester ihren Sessel nach dem Kopfe, (derselbe Sessel, oder einer, der dafür ausgegeben wird, ist im Museum der antiquarischen Societät in Edinburg aufbewahrt, wo ich ihn sah). Dieser ungeschlachte Wurf war das Signal zu einem Aufruhr in der Kathedralkirche; dieser Aufruhr hatte zum Resultat eine allgemeine Volkserhebung; die Volkserhebung hatte den sogenannten „Covenant" und einen Marsch nach England zur Folge; daraus entstand das „Lange Parlament," die Absetzung des Königs, die Vertreibung der Bischöfe und eine so gänzliche Abschaffung der bischöflichen Sitze und Würden, daß, wenn es keine Kirche ohne Bischöfe geben kann, die Kirche von Schottland ganz aufgehoben war.

Nachdem aber die Presbyterianer jener Tage, aus Haß gegen die Independenten, und aus Furcht vor jener religiösen Freiheit, — oder wie sie meinten, religiösen Anarchie, — welche Cromwell's Politik war, den edlen Rittern erlaubt hatten, die Stuarts wieder auf den Thron zu setzen, wurde die bischöfliche Succession in Schottland wieder restaurirt. Mehr als fünf und zwanzig Jahre war nun die schottische Episkopalkirche bei Würden, genoß alle Vorrechte einer etablirten Staatskirche, und verkündigte „das göttliche Recht der Könige, unrecht zu regieren." Da kam es endlich dazu, daß die Presbyterianer in beiden Königreichen gezwungen wurden, zu fühlen, — denn sie war auch dann noch langsam zu verstehen — daß noch was Schlimmeres kommen könnte, als eine unbeschränkte religiöse Freiheit. Da war es, daß von jener schauerlichen Lektüre des Claverhouse mit seinen Reitern, und des Lauderdale mit seinen Foltern, Daumenziehern und Galgen im „Graßmarket," das schottische Volk lernte „das schwarze Prälatenwesen," als innig verwandt mit „dem blutigen Papstthum" zu verabscheuen. Als durch die Revolution des Jahres 1688 die Stuarts vertrieben und vermöge eines förmlichen Vertrages mit dem Volke durch das Parlament eine neue Dynastie auf den englischen Thron kam, behielt die schottische Episkopalkirche die Ehre und Gnade an ihren politischen Principien festzuhalten. Entweder aus Stolz des Ausdauerns, oder aus einem Dankgefühl gegen die tyrannische, verrätherische Familie, mit welcher sie sich befreundet hatten, oder vielleicht aus gewissenhafter Ueberzeugung, hingen die schottischen Bischöfe und ihre Anhänger, — gleich einem Theile der englischen Kirche, — an dem vertriebenen König James und seinen Erben und verweigerten dem König Wilhelm III. und seiner Gemahlin Maria den Huldigungseid. — Dafür wurden sie nicht nur entsetzt, sondern als offenbar der Regierung untreu, unter den Bann des Gesetzes gethan. Von nun an wurden sie Jakobiten geheißen, nicht als ob sie angesteckt wären von der alten Häresie gleichen Namens, sondern als dem König James (Jacobus) Zugethane, auch Non-Jurors, nicht als hätten sie eine quäkerische Abneigung gegen den Eid überhaupt, sondern weil sie der damaligen Regierung die Treue verweigerten. So lange als noch ein Stuart Anspruch auf den Thron machte, war die schottische Episkopalkirche ein bedrücktes „leidendes Ueberbleibsel" von dem, was sie einst in den glorreichen Tagen zwischen Restauration und Revolution war. Aber nach der etwas unregelmäßigen Abdankung des letzten Nachkömmlings James des II. (Kardinal York) und noch mehr nach dessen Tode überwanden die Jakobiten in Schottland ihre Gewissenszweifel und fanden es nicht schwer, treue Unterthanen der hanover'schen Dynastie zu werden, besonders weil Staatsmänner aus der Partei der Tory am Ruder saßen, deren eingewurzelte Feindschaft gegen alle Freiheitsprincipien selbst den Beifall des Land gewonnen haben würden. Seit die schottische Episkopalkirche aufgehört hat, als politische Secte, gewissenshalber der Staatsregierung zu widerstehen, ist sie in einer günstigen Lage. Befreit von jeder civilen Bürde, im Freundschaftsverhältnisse mit ihrer glücklicheren Schwester, der reichen und mächtigen Staatskirche von England, zieht sie allmählig einen immer größeren Theil der schottischen Aristokratie an sich. Die Kapellen der Episkopalisten in Schottland sind zwar nur Conventikel in den Augen des Gesetzes, — gerade so

gut wie die der Congregationalisten und anderer Dissenter; die Königin selbst, das Haupt der Episkopalisten Englands, ist nichts als eine „blue-skin Presbyterian," wenn sie in ihre Sommerresidenz in Schottland kommt; — aber wenige Jahre können eine große Veränderung hervorbringen. Nur ein voreiliger Mensch könnte es wagen, vorauszusagen, daß einst eine Ausgleichung zwischen dem „Moderatismus" der verwelkenden presbyterianischen Staatskirche und dem polirteren und glänzenderen „Farmalismus" einer Kirche mit einer Liturgie und dreifältigem Priesterthum zu Stande kommen werde; aber noch viel sonderbarere Dinge haben sich zugetragen. Was noch in Schottland aus der etablirten Kirche und ihrem Verhältniß zur Aristokratie werden wird, kann Niemand voraussagen. Die schottische Episkopalkirche hat das Königreich in Diöcesen eingetheilt, ohne die Regierung oder das Parlament um Erlaubniß gefragt zu haben. Sie erkennt die durch das Gesetz als Staatskirche proklamirte presbyterianische gar nicht als Kirche an, ja verachtet dieselbe wie auch alle anderen protestantischen Dissenter. Sieben Bischöfe in Schottland verwalten 106 Gemeinden, enthaltend vielleicht zwischen 20 bis 50,000 Seelen; und nach ihrer Theorie sind alle übrigen Schotten, 2,600,000 an Zahl, im Zustande der Rebellion gegen ihre göttlich eingesetzten geistlichen Heerscher. Diese Bischöfe werden von ihren Anhängern „Lords" betitelt. Und doch bin ich nicht gewahr geworden, daß diese stehende Beschimpfung der Nationalkirche, der Principien der Revolution von 1688 und der Königin, — der Quelle aller Ehre im Königreich — je den Unwillen des königlichen Ministers, des Parlaments oder des Schottischen Volkes hervorgerufen hätte, deren Rechte auf diese Weise verhöhnt werden.

Kirchenchronik.

Dr. Barth gegen Dr. Gützlaff. — Der bekannte Dr. Barth von Calw, Einer der eifrigsten Beförderer der Heidenmissien und insbesondere auch des chinesischen Missionsvereins von Dr. Gützlaff, ist in der Evang. Kztg vom 2ten Oct. 1850. unerwartet gegen letzteren aufgetreten. Er gibt zwar zu, daß Gützlaff einen grenzenlosen Eifer für die Bekehrung von China und Japan, ein unbedingtes Vertrauen auf Gott besitze und auch bereits viel Gutes gethan, besonders die (nach dem Urtheile des berühmten Sinologen Neumann von München) beste chinesische Bibelübersetzung geliefert habe. Aber er wirft ihm einen großen Mangel an Menschenkenntniß, Weisheit und Besonnenheit vor und stimmt den Resultaten des Committee bei, welches am 20sten Feb. 1850 den chinesischen Missionsverein von Hongkong untersucht hat. Hienach stellt es sich heraus, daß von den 200 eingeborenen Missionaren dieses Vereins 60 Opiumraucher, 55 Lügner und Betrüger, 50 Deserteure, 15 Untaugliche und bloß 20 ehrliche Leute sind! Dessen ungeachtet billigt Barth den Plan Gützlaffs, China durch chinesische Arbeiter zu bekehren, nur soll der Verein künftighin der alleinigen Aufsicht Gützlaffs entzogen und der Leitung eines Committee von Missionaren der bedeutendsten europäischen Missionsgesellschaften übergeben werden. Damit scheint auch Gützlaff einverstanden zu sein nach einer Mittheilung in demselben Blatte vom 27sten November.

(Andere kirchliche Nachrichten müssen aus Mangel an Raum verschoben werden.)

☞ Man bittet, in dem ersten Bogen dieses Heftes, der während der Abwesenheit des Redacteurs gedruckt wurde, folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 49. Z. 5. l. Kirche, st. Kirchen. S. 50 in der Ueberschrift l. Neuere, st. Neue. S. 50. Z. 13. streiche: zwar. S. 51. Z. 6. v. unten l. Freiheitsmänner, st. —männern. S. 52. Z. 21. l. Passivität, st. Pasiv. S. 53. Z. 5. l. werkthätigen, st. wohlth. S. 54. Z. 16. v. unten streiche: zu. S. 57. Z. 10. v. unten l. Agitation, st. Agitatia. S. 60. Z. 4. v. oben l. erwachten, st. erwachenden. — Auf der ersten Seite des Januarhefts ist zu lesen: Telegraphen, st. Thel.